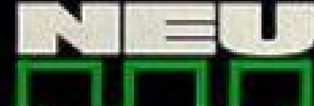
1,90 DM / Band 709
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Seelen-schwert

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Seelenschwert

John Sinclair Nr. 709

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 04.02.1992

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Das Seelenschwert

Ich stand da und erlebte einen der schlimmsten und fürchterlichsten Augenblicke meines Lebens! Den Deckel der sargähnlichen Truhe hatte ich in die Höhe gestemmt, er stand senkrecht und im rechten Winkel vom Unterteil hoch, und wenn es stimmte, was mir Tommy Li prophezeit hatte, dann mußte ich jetzt den toten Suko vor mir sehen, brutal umgebracht und dabei vom Schwert des Teufels in zwei Teile geschnitten.

Ich erwartete dieses schreckliche Bild zu sehen, auf der anderen Seite aber schob ich es wieder weit von mir. Es war für mich einfach unfaßbar, daß ich damit konfrontiert wurde. So etwas konnte nicht sein. Ich war auch nicht in der Lage, meine Gefühle zu beschreiben, weil alles von einem dicken Film der Furcht überdeckt war.

In meinem Innern wechselten sich Hitze und Kälte ab wie Feuer und Eis.

Der Körper meines Freundes mußte in Blut schwimmen, ich würde es riechen und…

Ich schluckte.

Da war nichts!

Kein Blut, kein zweigeteilter Körper, kein Suko. Wieso?

Alles sah aus, als hätte man mich auf den Arm genommen, auf schlimme Art und Weise hinters Licht geführt, um mir einen Schock zu versetzen.

Das wiederum glaubte ich nicht. Tommy Li, um den sich letztlich alles gedreht hatte, brauchte mir nicht bewußt einen Schock zu versetzen. Er hatte bestimmt die Wahrheit gesagt.

Doch die Truhe war leer.

Man hatte sie zweckentfremdet als Sarg benutzt. Nicht ein Spritzer Blut bedeckte die Polsterung, die aus hellem Samt mit feinen, rötlichen Streifen bestand. Sie war weich, als sollte es der Tote noch einmal bequem haben, obgleich es für ihn längst zu spät war.

Ich drehte mich sehr langsam um. Seltsamerweise spürte ich keine Erleichterung.

Die Umgebung nahm ich wahr wie einen Film, der vor mir auf der Leinwand ablief. So relativ unbeteiligt, als wäre ich überhaupt nicht innerhalb dieser Landschaft vorhanden, die ihr Gesicht bereits verändert hatte, wobei die Schatten überwogen, denn die Abenddämmerung hatte den Tag bereits verdrängt.

Nein, er hatte keinen Grund gehabt, mir eine Lüge aufzudrücken. Aber ich würde ihn fragen.

Rico sah ich kaum. Er hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Er war derjenige gewesen, der mich vom Camp her zu diesem Ziel geführt hatte, wo es mir gelungen war, den Geist der toten Joanna zu vernichten, der es tatsächlich geschafft hatte, in die Träume junger Männer einzudringen, um diese in sich verliebt zu machen, damit die Verliebten anschließend Selbstmord begingen, um ihre Seelen so dem Teufel übergeben zu können, mit dem Joanna im Bunde stand.

Dieser Sarg oder diese Truhe war ihr Grab, ihr Schlupfwinkel gewesen, nun aber gab es sie nicht mehr, die Truhe war vorhanden, ohne Suko, aber mir war trotzdem eine Besonderheit aufgefallen, die ich mir noch einmal anschauen wollte.

Deshalb drehte ich mich um.

Wie gesagt, der Deckel oder das Oberteil stand senkrecht. Die Truhe bestand aus schwerem Holz, das auch eine lange Zeit überdauert hatte, und etwas war ganz anders.

An der Innenseite des Deckels befand sich ein Spiegel.

Eine sehr matte Fläche, nicht so glänzend, wie man normalerweise einen Spiegel kannte. Mich überkam ein bestimmter Verdacht, und ich ging auch davon aus, daß ich mich noch um diesen Spiegel kümmern wollte, aber zunächst mußte ich Tommy Li einige Fragen stellen, den ich durch einen gezielten Schuß in den Arm vor einem Selbstmord bewahrt hatte.

Er hockte im Gras.

Wie ein armer Sünder kam er mir nicht gerade vor. Tommy Li war noch immer der Ansicht, daß ich ihm einen Teil seines Daseins mit der Vernichtung der toten Geliebten zerstört hatte, aber das sollte mich nicht kümmern. Joanna war Vergangenheit, ab jetzt zählten andere Dinge, denn ich wußte auch, daß der Fall seinen Abschluß noch längst nicht gefunden hatte.

Es ging weiter, und ich hoffte, daß auch Suko mit von der Partie sein würde.

Tommy schaute nicht auf. Bewußt blickte er in eine andere Richtung.

Sein Mund bewegte sich, doch Worte produzierte er nicht, obwohl er fast an seiner Wut erstickte.

Ich sprach ihn an.

»Hau ab, Bulle! Du hast mir alles genommen! Hau ab! Oder hast du nicht erreicht, was du wolltest?«

»Nicht ganz.«

»Wie schön.« Er lachte. »Sicherlich hat mein Alter seine Beziehungen spielen lassen, aber das ist mir egal. Ich will zu diesem feisten Widerling nicht mehr zurück.«

»Hör mal zu«, sagte ich leise und drückte mich in die Knie. »Wir wollen, wenn möglich, völlig emotionslos miteinander reden. Wirst du das schaffen, Tommy?«

»Ich immer.«

»Gut. Es geht um meinen Freund, der…«

Tommy lachte scharf in meine Worte hinein. Er mußte Schmerzen haben, aber diese Reaktion hatte er sich einfach nicht verkneifen können. »Dein Freund, Bulle? Der ist tot, der ist in zwei Teile zerhackt worden. Da kannst du nichts mehr bringen, du…«

»Eben nicht!«

Tommy reagierte nicht sofort. Es dauerte seine Zeit, bis er meine Antwort begriffen hatte. »Was heißt das, Bulle?«

»Er ist nicht mehr da.«

Tommy schwieg. Er senkte den Kopf. Ich ließ ihn in Ruhe und drehte mich zudem zur Seite, weil ich Schritte gehört hatte. Rico schlenderte

auf uns zu.
»Alles in Ordnung?« erkundigte er sich.
»Ja, es ist für euch vorbei.«
Rico wollte etwas sagen, aber das Kichern seines Bekannten Tommy ließ ihn stocken. »Ich habe es gesehen. Ich habe gesehen, wie der Teufel kam und sein Schwert zog. Suko war im Sarg. Er stellte sich neben ihn und schlug zu.«
»Mit dem Schwert?«
»Ja, verdammt!«
»Aber im Sarg lag niemand.«
Tommy Li hob den Kopf. Er hockte im Gras wie jemand, der aus der Erde gekrochen war und sich zunächst in der fremden Umgebung zurechtfinden mußte. »Ich habe ihn aber gesehen.«
»Das mag sein. Ich nicht.«
»Und wo ist er?« schrie Tommy.
»Keine Ahnung.«
Der junge Mann rang nach Luft und nach Worten. »Der… der kann doch nicht verschwunden sein, verdammt. Nein, das ist nicht möglich. Dann muß er sich in Luft aufgelöst haben.«
»Wahrscheinlich hat er das auch.«
»Scheiße!« schrie er mich an. »Das ist doch hirnverbrannter Bockmist, ist das. Das ist doch Blödsinn! Er kann nicht verschwunden sein. Ich habe selbst gesehen, wie er…«
»Aber er ist weg…«
Tommy Li rang nach Luft. »Nein, so etwas muß ich nicht glauben. Dafür gibt es keine Beweise. Ich…«
»Hast du dich nicht auch in eine Tote verliebt? Genau wie Rico?«
Während Rico nickte, sich dabei aber verlegen gab, runzelte Tommy die Stirn und blies die Wangen auf. Er ließ die Luft aber nicht aus seinem Mund strömen, sondern schluckte sie wieder. »Nun?«
»Es war keine Tote«, murmelte Rico. »Es war…es war ihr Geist, der sich uns näherte. Er drang ein in unsere Träume. Er gaukelte uns ein wundersames Leben vor. So etwas Herrliches würden wir nie mehr erleben. Es war völlig anders. Wir hatten die Chance, Grenzen zu überschreiten, ja, selbst grenzenlos zu werden.«
»Nach eurem Tod.«
Rico schüttelte den Kopf. So zackig und schnell hintereinander, daß ich mißtrauisch wurde. »Was ist los, Rico? Habe ich dir etwas Falsches gesagt?«
»Das wohl nicht.«
»Und warum reagierst du dann so seltsam?«
»Wieso endete das mit dem Tod?«
Er wußte tatsächlich keinen Bescheid. Ich besaß Menschenkenntnis genug, um ihm dies anzusehen. »Weißt du nicht, was mit deinen

beiden Freunden geschehen ist, die ich auf meinem Weg hierher gefunden habe?«

»Nein - wieso?« Er sprach unsicher, aber in seinem Blick lag eine gewisse Spannung.

»Sie sind tot.«

»Wie - tot?«

»So wie ich es sagte. Die beiden sind tot. Ich fand sie im Wald. Sie haben sich selbst umgebracht. Sie töteten sich, sie brachten sich um! Auf schaurige Art und Weise selbst ums Leben gebracht. Das ist einfach nicht zu fassen für euch. Aber ich sehe die Dinge realistischer. Ihr habt den falschen Weg eingeschlagen. Es ist genau der, der euch dem Teufel in die Arme führen wird.«

»Nein, Sinclair…«

»Doch, Rico, doch! Ihr seid einem raffinierten Spiel aufgesessen. Ihr seid in eine Falle gelaufen, die als Falle kaum erkennbar gewesen ist. Es ist einfach nicht möglich, sich mit den Mächtigen der Finsternis zu verbünden. Die Menschen sind immer die Verlierer, auch wenn sie sich noch so bemühen.«

Rico schwieg. Auch der verletzte Tommy sagte kein Wort. Beide starrten dabei finster zu Boden und hingen ihren Gedanken nach. »Tot«, flüsterte Rico nach einer Weile, »warum denn ausgerechnet tot? Das will nicht in meinen Kopf.«

»Ich kann es euch erklären. Ihr habt euch in eine Tote verliebt. Nicht direkt, sondern in einen Astralleib, in einen feinstofflichen Körper, für den es die Grenzen, die für uns Menschen existieren, nicht gibt. Er bewegt sich überall hindurch. Er kann Entfernungen zurücklegen, ohne daß es eine meßbare Zeitspanne gibt. Es ist wirklich außergewöhnlich, aber ich will euch sagen, daß es eine Verbindung gibt zwischen dem Teufel und dem Astralleib der Joanna und dem Satan. Er gab ihr diese Existenz, aber er forderte dafür einen Tribut.«

»Den Tod?« hauchte Rico.

»Indirekt ja. Er wollte die Seelen bekommen. Ihr habt euch in Joanna verliebt, und er raubte nach dem Selbstmord die Seelen der jungen Männer. Das ist seine Art. Das garantiert seine weitere Existenz. Es ist uralt, es kehrt immer wieder, so hat der Teufel bereits seit ewigen Zeiten existiert. Man muß sieh nur damit vertraut machen. Bei ihm ist es oft genug das gleiche Grundmuster, nur sind die Umstände eben andere.«

Rico senkte den Kopf. Er schwieg, er war der Nachdenklichere der beiden jungen Männer.

Ich kümmerte mich um Tommy Li. Verbissen schaute der Halbchinese an mir vorbei. Auf seinem provisorischen Verband, der aus seinem Taschentuch bestand, zeigte sich ein dicker roter Fleck auf der Oberfläche. Das Blut hatte seinen Weg gefunden.

»Hast du mich verstanden, Tommy?«
»Ja.«
»Und?«
»Du kannst mir viel erzählen, Bulle. Ich weiß, daß du mich wieder zu meinem Alten zurückbringen willst, aber da hast du dich geschnitten. Ich werde meinen eigenen Weg gehen. Wir haben das Camp hier aufgebaut, wir wollen eine alternative Lebensform praktizieren, wir wollen den anderen Kräften nachgehen und…« Er holte tief Luft.
»Außerdem bin ich erwachsen. Ich kann tun und lassen, was ich will.«
»Auch für dich gibt es Grenzen wie für jeden von uns. Wie du mit deinem Vater zurechtkommst, ist nicht meine Sache, das geht nur dich etwas an, Tommy. Mich aber interessiert dieser Fall noch weiter. Speziell der Sarg, in dem mein Partner verschwunden ist.«
»Er muß dort liegen! Ich habe selbst gesehen, wie der Teufel mit seinem Schwert zuschlug.«
»Und wie sah der Teufel aus?«
»Keine Ahnung.«
»Spie er Rauch und Flammen? Bestand seine Fratze aus einem glühenden Dreieck?«
»So stellen ihn sich nur Kleinkinder vor«, spottete er.
Im Gegensatz zu ihm blieb ich ernst. »Du brauchst mich nicht über den Teufel aufzuklären, Tommy, denn ich kenne ihn. Ich weiß auch, daß er nicht nur in einer Gestalt auftritt, sondern schon seit Ewigkeiten ein Meister der Verkleidung ist.«
»Auch hier.«
»Wie also hat er sich gezeigt?«
Tommy Li hatte Schwierigkeiten mit der Beschreibung. Ich mußte nachhelfen und kam schließlich zu dem Ergebnis, daß der Teufel wie jemand gekleidet gewesen war, der vor ungefähr zweihundert Jahren gelebt hatte. Auf Kavalier gemacht.
»Aber die schwarze Kappe war wichtig!« flüsterte Tommy Li. »An ihr habe ich ihn erkannt. Dieser Napoleon hat eine ähnliche getragen, glaube ich.«
»Einen Dreispitz.«
»Kann sein.«
Ich wußte jetzt mehr, aber ich wußte noch immer nicht, weshalb Suko nicht tot im Sarg lag und kam deshalb wieder auf das Thema zu sprechen. Keiner konnte mir eine Antwort geben, aber wie unter Zwang schauten wir dorthin, wo die Truhe stand.
Normalerweise hätten wir sie in der Düsternis kaum erkennen können.
Der Untergrund war dunkel, sie ebenfalls. Aber wir sahen sie trotzdem, denn sie leuchtete.

Es war ein seltsames Leuchten, ein mattes Strahlen, für mich nicht erklärbar. Es ging auch nicht von der gesamten Truhe aus, sondern hielt sich im oberen Drittel, wo sich der hochgehievte Deckel befand, dessen Innenseite von einem Spiegel gebildet wurde.

»Was ist das?« fragte Tommy Li.

»Ich weiß es nicht.«

»Da gehe ich nicht hin!« flüsterte Rico, dessen Stimme ängstlich klang.

Er ging sogar zurück.

Nur ich blieb stehen und hatte plötzlich das Gefühl, als würde dieses seltsame Strahlen mehr als nur eine Botschaft sein. Etwas, das mich anlocken sollte, damit ich einen Beweis bekam.

»Ihr bleibt hier«, sagte ich zu den beiden, wartete ihre Antwort nicht ab und ging los.

Es war nicht weit, dennoch kam ich mir vor wie jemand, der einen sehr schweren Gang vor sich hat. Ich wußte, daß etwas Besonderes passieren würde, daß ich zwar nicht dicht vor der Lösung stand, daß es jedoch weiterging.

Die Truhe war das Rätsel, und dieses Rätsel mußte einfach geknackt werden.

Das Gras wuchs hoch, und es war weich wie ein Teppich. Meine Schritte waren kaum zu hören, als ich darüber hinwegging. Nur das Schleifen der Halme vernahm ich, wenn sie über meine Hosenbeine streiften.

Je näher ich kam, um so heller sah ich den Spiegel. Gleichzeitig erkannte ich, daß sich die Fläche in ihrem Innern verändert hatte. Sie wurde nicht allein von diesem Glanz eingenommen, sondern zeigte in der Mitte auch einen dunklen Ausschnitt.

Ich ging jetzt schneller. Ein innerer Motor trieb mich an. Plötzlich hatte ich es sehr eilig. Der Schweiß lag auf meinem Nacken, ich spürte ihn auch im Gesicht und an anderen Stellen des Körpers. Diese Truhe war so wichtig für mich geworden, daß es nichts anderes auf der Welt gab, das jetzt noch zählte.

Bald, bald würde ich sie erreicht haben. Dann würde sie mir ihr Geheimnis offenbaren.

Ich putzte mit der Handfläche über meine klebrige Stirn hinweg, schlug nach Mücken, die sich die Fläche als Landeplatz ausgesucht hatten, und konzentrierte mich voll und ganz auf den Schatten auf der Spiegelfläche.

Was würde ich dort zu sehen bekommen? Hatte sich der Teufel diese Fläche als Gefängnis ausgesucht, das er verlassen konnte, wann immer er wollte?

Ich ging schneller.

Noch drei, noch zwei Schritte.

Dann nur noch einen.
Vor der Truhe blieb ich stehen.
Mein Blick fiel gegen den Innenspiegel. Darin »schwamm« eine Gestalt, klein wie ein Kind!
Die Gestalt wurde hin- und hergeschoben, drehte sich, kippte weg, sie zitterte, präsentierte sich mal klar, dann wieder verwaschen. Ich mußte mich schon stark konzentrieren, um sie genau erkennen zu können.
Sie war tatsächlich ein Kind, trug sogar Kinderkleidung.
Das Gesicht kam zur Ruhe. Es war mir zugewandt. Seine Züge waren wie aus hartem Porzellan.
Dann die Augen, mit Mongolenfalte. Ein Gesicht, das für Europäer nur schwerlich von einem anderen asiatischen hätte unterschieden werden können. Ich kannte es trotzdem. Vielmehr kam es mir bekannt vor in seinen Gründzügen, auch wenn sie heute anders waren.
Erwachsener…
Und ich brauchte einige Sekunden, bis ich die fürchterliche Wahrheit begriff.
Was sich dort in der Spiegelfläche abzeichnete, war nicht nur irgendein Kind, es war mein Freund Suko in der Gestalt eines Kindes. Vom Teufel beeinflußt und degradiert zu einem hilflosen Geschöpf, das irgendwie im Meer der Zeiten trieb.
Ich sank in die Knie, ohne es zu merken…

***

Jemand legte mir seine Hand auf die Schulter.
Ich reagierte nicht.
Jemand sprach mich an.
Ich kümmerte mich nicht darum.
Ich saß nur vor dem verdammten Sarg und hatte das Gefühl, allmählich wegzuschwemmen. Hineinzutauchen in die Unendlichkeit der Zeiten, in ungewöhnliche Zwischenräume, wo nicht klar war, ob das Leben oder der Tod regierte.
Ich wollte gar nichts mehr, nur noch vergessen.
Es gelang mir auch nicht, alles in die Reihe zu bekommen. Tatsachen und Einbildungen verschwammen vor meinen Augen, wurden zu einem wahren Mischmasch der Gefühle, aus dem ich es nicht schaffte, eine Lösung hervorzuheben.
Alles war anders geworden.
So verdammt anders.
»Mr. Sinclair - John…« Es war Ricos dünne Stimme, die meine Ohren erreichte. Er versuchte es immer wieder, und schließlich hatte er auch Erfolg.
»Ist schon gut, Junge«, flüsterte ich. »Ist schon gut. Ich bin ja okay,

ich bin…« Den Rest verschluckte ich, weil ich merkte, daß ich gelogen hatte.

Verdammt, ich war nicht okay. Ich war überhaupt nichts. Höchstens sauer, deprimiert, ausgelaugt, völlig fertig. Gewissermaßen außer Kontrolle.

Ich hatte nichts mehr, ich war weggeschwemmt worden vom Meer der Zeit und spürte die Furcht, die wie ein schwerer Hammer in gewissen Intervallen immer wieder zuschlug.

Ich senkte den Kopf, schwankte leicht und spürte, wie mich Rico an den Schultern abstützte.

Suko, dachte ich. Verdammt, Suko, was haben sie mit dir gemacht? Was hast du getan?

Nichts hatte er getan. Der Teufel hatte über sein Schicksal bestimmt und es in die Hand genommen.

»Wollen Sie nicht aufstehen, Mr. Sinclair?« fragte Rico und faßte mich an.

»Noch nicht, danke.«

Er trat an meine rechte Seite und ließ sich dort ebenfalls ins Gras sinken.

Wir schauten beide in dieselbe Richtung und konnten nur die Truhe ansehen.

Verändert hatte sie sich nicht. Noch immer war der Deckel in die Höhe geklappt und wurde auch gehalten. Noch immer schimmerte der Spiegel wie eine genau ausgeschnittene helle Fläche in der Dunkelheit.

Sehr genau sah ich seine Grenzen, aber ich stellte auch fest, daß sich in seiner Fläche kein Schatten mehr befand.

Sie war leer.

Leer und blank…

Wo steckte Suko?

Ich war nicht in der Lage, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Nur allmählich faßte ich die Tragweite dessen, was ich zu sehen bekam. Der Spiegel war leer. Kein Suko mehr, kein Kind mehr, das auf den Namen Suko hörte.

War das normal?

Bestimmt war es normal. Aber ich hatte ihn doch zuvor gesehen, und ich war keiner Täuschung erlegen. Es gab ihn, vielmehr hatte es ihn gegeben. Suko als Kind.

Beinahe hätte ich geschrien. Ich kam mir vor wie im Auge eines Hurrikans, schien einfach fortgetragen zu werden. In eine fremde, feindliche Welt, weg von diesem Platz, an dem ich trotzdem noch sitzen blieb, weil es etwas gab, das sich dagegen stemmte. Ich wollte einfach nicht, ich wollte…

Meine Gedanken brachen zusammen, und auch mein Kopf sank dabei nach vorn.

Natürlich war Rico mein Zustand aufgefallen. »Meine Güte, Mr. Sinclair, was haben Sie denn? Sie… Sie kommen mir vor, als hätten Sie etwas Furchtbares erlebt.«

»Das stimmt.«

»Und was, bitte? Ich habe nichts gesehen. Überhaupt nichts. Es… es kann doch nicht wahr gewesen sein.«

»Ist es aber, Rico. Alles ist wahr gewesen, auch wenn es nicht so aussieht.«

»Das verstehe ich nicht«, flüsterte er. »Das ist mir einfach zu hoch. Da komme ich nicht mit.«

»Da war etwas im Spiegel!« flüsterte ich. »Das habe ich sehr genau gesehen.«

»Und was, bitte?«

»Ein Kind mit asiatischen Gesichtszügen. So hätte auch mein Freund Suko als Kind aussehen können.«

Rico gab keine Antwort. Er hatte bestimmt nichts begriffen und verstanden. Dann wiederholte er mit leiser Stimme. »Ein Kind?«

»Ja.«

»Aber wie ist das möglich, daß ein Kind sich innerhalb des Spiegels zeigt?«

Ja, wie war das möglich? Es gab keine rationale Erklärung, nur eine magische oder eine teuflische. Letzteres schien mir besser zu passen.

Was immer hier abgelaufen war, der Teufel hatte stets seine Hand mit im Spiel. Und hier hatte er mir bewiesen, daß er noch voll dabei war. Er machte mit, er mischte die Karten, er war der große Regisseur und Bankhalter und würde dies auch bleiben, wenn es mir nicht gelang, ihm einen Riegel vorzuschieben.

Ich vergegenwärtigte mir noch einmal, waß gesagt worden war. Der Teufel hatte Suko in den Sarg hineingelegt, er hatte dann mit seinem Schwert zugeschlagen, und eigentlich hätte mein Freund tot in seinem Blut dort liegen müssen.

Das war nicht der Fall.

Es gab ihn nicht mehr.

Er war weg.

Und er war als Kind zurückgekommen!

Ich schlug gegen meine Stirn, lauschte dem Klatschen nach, das meine flache Hand hinterließ. Es war ein irrsinniger Kreis, den ich leider nicht durchbrechen konnte.

Obwohl ich frei war, fühlte ich mich wie ein Gefangener. Überall zerrte und drückte es. Ich bekam kaum Luft, hinter der Stirn merkte ich das Hämmern, und mein Magen zog sich zusammen, als wäre er mit Essigsäure gefüllt worden.

Meine Gedanken drehten sich um das Schwert, mit dem der Teufel zugeschlagen hatte. Den Zeugenaussagen nach zu urteilen, war es eine

völlig normale Waffe gewesen, doch das wiederum wollte ich nicht mehr glauben. Sie hatte zwar normal ausgesehen, aber das war sie nicht gewesen. Es mußte ein besonderes Schwert sein.

Ich hatte es auch nie an ihm gesehen, aber was kannte ich schon über ihn und die Hölle?

Nichts, gar nichts.

Es fiel mir nicht leicht, auf die Füße zu kommen. Als ich endlich stand, war ich doch ziemlich wacklig auf den Beinen, was nicht an meiner körperlichen Erschöpfung lag, sondern mehr an dem seelischen Durcheinander, das mich gepackt hielt.

Ich beugte mich nach vorn. Mit beiden Händen stützte ich mich am Rand der Truhe ab. Sie war nicht nur ein idealer Sarg, man konnte sie sogar als eine besondere Totenkiste ansehen. Meiner Ansicht nach mußte sie uralt sein und ein Relikt aus dem Umkreis des Teufels. Er hatte sie an sich gerissen, er hatte sie mitgenommen, er hatte sie…

Meine Gedanken bildeten ein zu großes Durcheinander, als daß ich klar und logisch alles hätte nachvollziehen können. Aber was war in diesem Fall schon logisch?

Gar nichts, überhaupt nichts. Alles lief verkehrt. Man hatte mich fertiggemacht. Man hatte mich gelinkt, reingelegt, einfach geleimt. Man hatte mich…

Die Angst und die Trauer um Suko überwogen. Ich durfte mich jetzt nicht verrückt machen lassen, ich mußte normal bleiben, ich konnte mich nicht in Depressionen hineinsinken lassen, sondern mußte mich den Problemen stellen.

Die Gegenwart war wichtig. Und hierbei ganz besonders die Tatsache, daß Asmodis sich meines Freundes auf seine Art und Weise angenommen hatte.

Ich ging auf einmal davon aus, daß Suko noch lebte. Ja, er war nicht tot, nicht vernichtet, er war nur verschwunden. Der Satan hatte es geschafft, ihm eine andere Gestalt zu geben. Durch Magie war mein Freund zurück in das Alter eines gerade schulpflichtigen Kindes hineingeführt worden, und das konnte durchaus schlimmer sein als der Tod.

Das war Schicksal. Und genau dieses Schicksal war eng mit der Existenz der Truhe verbunden.

Für mich stand längst fest, daß ich sie nicht in dieser Einsamkeit stehenlassen würde. Ich wollte dafür sorgen, daß sie weggeschafft und zum Yard gebracht wurde. Ich wollte sie in meiner Nähe haben, ich mußte sie untersuchen, möglicherweise war dieser Spiegel auch ein transzendentales Tor, das den Zugang zu anderen Welten bildete, in die ich dann hineinhuschen konnte, um meinen Freund auf der jenseitigen Seite zu suchen.

»Mr. Sinclair…« Rico hatte mich leise angesprochen und mir dabei

noch auf die Schulter getippt.

Ich drehte den Kopf und sah ihn sehr verlegen neben mir stehen. »Was ist denn, Rico?«

»Ich habe da noch etwas. Ob es wichtig ist, weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich es vorhin gefunden.«

»Zeig mal her.«

Er mußte sich erst bücken, um die Gegenstände vom Boden aufzuheben.

Es waren die Beretta, die Dämonenpeitsche und der Stab. Alles Dinge, die Suko gehörten.

»Können Sie damit etwas anfangen?«

»Und ob, Rico, und ob. Danke.« Ich nahm sie entgegen. Während ich sie verstaute, sprach ich davon, daß es die Waffen waren, die meinem Freund gehörten.

»Ich habe sie ihm aber nicht weggenommen.«

»Das kann ich mir denken. Vielleicht war es Tommy Li. Daß der Teufel es getan haben könnte, will mir nicht in den Kopf. Aber wir wollen nicht mehr trauern, sondern zusehen, daß sich hier etwas tut. Ich möchte, daß die Truhe nicht länger hier stehenbleibt als unbedingt nötig. Ich werde jetzt zu meinem Wagen gehen und in London anrufen. Oder gibt es auch im Camp Telefon?«

»Ja, an einem Haus steht das Wort Office. Dort können Sie auch telefonieren.«

»Gut, danke.«

»Kommen Sie denn zurück?« fragte er mich, als ich mich zum Gehen wandte.

»Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich bleibe dann hier und kümmere mich um Tommy Li. Aber wohl ist mir bei der Sache nicht.«

»Mir auch nicht, Rico, mir auch nicht…«

***

Der Himmel zeigte nur an einer Stelle eine Decke aus Wolken. Woanders war er klar, und dort glotzte auch das blasse Auge des Mondes nach unten.

Es verstreute sein silbrig schimmerndes Licht als matten Glanz auf den blauen Planeten Erde und hatte auch nicht vergessen, diesen Schimmer über die Häuser des Camps auszustreuen.

In einer gewissen Entfernung blieb ich stehen und schaute mir das Camp an, dessen Häuser in dieser Umgebung irgendwie künstlich wirkten. Von der Helligkeit des Tages war nun nichts mehr zu sehen, und die Dunkelheit hatte auch der kleinen Ortschaft ein anderes Aussehen verliehen. Die Außenfassaden der Holzhäuser schimmerten bläulich und wirkten wie die geheimnisvollen Bauten einer noch

geheimnisvolleren fremden Rasse, die aus dem All der Erde einen Besuch abgestattet hatte.

Eine Straße, die zwei Reihen von Häusern genau in der Mitte teilte. Ein Bild, wie mit dem Lineal gezogen, jedoch von einer Deformation unterbrochen.

Das war genau das Haus, in das der Lastwagen hineingerammt war und es zerstört hatte.

Da stand kein Teil mehr auf dem anderen. Ob das Dach oder die Wände, der schwere Wagen hatte alles plattgemacht und außer der Lücke ein wahres Trümmerfeld hinterlassen.

Niemand hatte den Wagen bisher weggefahren. Ich konnte mir vorstellen, daß er sich auch für den Abtransport der Truhe gut eignete. Noch wollte ich es nicht wahrhaben, daß sich dieser Fall in eine derartige Richtung entwickelt hatte.

Mit Sukos Entführung hatte es begonnen. Li Choung, einer der verbrecherischen Triaden-Führer hatte mit Sukos unfreiwilliger Hilfe seinen Sohn Tommy Li wiederfinden wollen.

Tommy Li hatte sich von seinem Clan losgesagt und war einen anderen Weg gegangen wie auch Rico und die anderen aus dem Camp. Sie wollten die Welt und deren Geheimnisse ergründen, allerdings nicht die naturwissenschaftlichen, sondern die metaphysischen. Um in Ruhe arbeiten zu können, hatten sie sich dieses Camp gebaut, wo sie von aller Welt ungestört den Forschungen nachgehen konnten.

Es war der falsche Weg gewesen, denn sie waren bei ihren Forschungen dem Teufel in die Quere gekommen. Und er hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet und Joanna, seine Geisterbraut, geschickt.

Sie gab es nicht mehr. Mein Kreuz hatte es leicht geschafft, sie zu vernichten, aber damit war der Fall erst richtig eingeläutet worden. Ich hatte nicht mit der Heimtücke des Teufels gerechnet, nicht in diesem Fall.

Jetzt aber wußte ich, daß er auch hier die Fäden zog und Suko in seiner Gewalt hatte.

Er hatte es sich nicht leicht gemacht und ihn kurzerhand umgebracht.

Nein, so etwas hatte der Teufel nicht nötig. Er war ein Spieler, ein Hasardeur, und er war auch jemand, der seine Macht voll auskostete und dies immer wieder unter Beweis stellen mußte.

Bestimmt wäre der Tod gnädiger gewesen als das Schicksal, das Suko jetzt erwartete.

Wiederum wunderte ich mich darüber, daß sich der Teufel nicht gezeigt hatte. Immer dann, wenn es ihm gelungen war, einen Sieg zu erringen, war er zu mir gekommen, hatte mich ausgelacht, sich gefreut und mich verhöhnt.

Bisher aber war mir Asmodis fern geblieben.

Ich ging über die Straße und schaute zu, wie kleine Staubwolken unter meinen Sohlen hervorquollen.

Man hatte mich gehört und gesehen.

Und sie kamen aus den Häusern.

Allesamt junge Männer, die eine bestimmte helle Uniform trugen, die mich an die Kleidung eines Judika erinnerte. Dieses Outfit sollte ihre gemeinsamen Interessen dokumentieren.

Mit Schaudern dachte ich daran, daß jeder von ihnen als potentielles Opfer für die Hölle ausgesucht worden war. Sie alle wären in den Bann der Totenfrau Joanna geraten, hätten sich ihretwegen umgebracht, und ihre Seelen wären dann dem Teufel zugekommen.

So sah es aus.

Niemand sprach.

Ich hörte nur ihre und meine Schritte. Sie alle schauten mich an. In diesem Zwischenstadium von Mondlicht und Dunkelheit glänzten ihre Augen geheimnisvoll, und die Pupillen lagen in ihnen wie blinkende Kappen.

Als ich einen Punkt erreicht hatte, wo ich die meisten von ihnen sehen und sie mich auch hören konnten, blieb ich stehen, hob die Schultern und sprach sie an.

»Es ist vorbei«, sagte ich. »Ihr könnt dieses Camp auflösen und wieder in euer altes Leben zurücktreten. Es gibt keine Joanna mehr, und es wird auch keine Toten mehr geben.«

Sie hörten zu und schwiegen.

»Habt ihr mich verstanden?«

Einer trat vor. Er wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. »Hast du sie gesehen?«

»Das habe ich. Sie stand mit dem Teufel im Bunde. Sie hat euch nur als Lockmittel für ihn benutzt, denn sie ist es gewesen, die dem Satan eure Seelen zuschacherte. Es hört sich brutal an, aber es ist die reine Wahrheit.«

»Wer sagt uns, daß du recht hast?«

Ich lächelte müde. »Noch in dieser Nacht werden Tommy Li und Rico wieder zurückkehren. Ihr könnt beide fragen, und sie werden meine Worte bestätigen.«

Ich ging weiter. Niemand stellte sich mir in den Weg, aber ich hatte noch eine Frage und erkundigte mich nach dem Office, wo ich auch das Telefon finden konnte.

Man zeigte es mir.

Ich stieß die Tür auf und betrat einen schwülen Raum, zwischen dessen Wänden noch die Hitze des Tages lastete. Die Luft war stickig.

Eine Kabine stand zur Verfügung. Auf die Glasscheibe war ein Telefon gemalt worden.

Ich zog die Tür auf. Irgendwo beruhigte es mich, das Freizeichen zu hören, und ich wählte die Nummer meines Chefs Sir James Powell. Im Büro war er nicht mehr. Ich versuchte es in seinem Club, wo er die meisten Abende verbrachte. Ich hatte Glück, denn er war soeben eingetroffen, wie mir ein dienstbarer Geist versicherte.

Ich gehörte zu den Menschen, die immer im Club anrufen konnten. Dieses Privileg war längst nicht jedem gestattet, schließlich wollten die Gentlemen ihre Ruhe haben.

»Es brennt, nicht wahr, John?«

»Sir, es ist die Hölle.«

»Reden Sie.«

Der Superintendent gehörte nicht zu den Menschen, die sich so leicht überraschen ließen, in diesem Fall aber riß es ihn beinahe von den Füßen.

»Nein, John, Sie… Sie lügen. Das kann doch nicht wahr sein. Das ist verrückt.«

»Leider nicht, Sir. Ich habe diese Totenfrau vernichten können, doch Suko als Preis ist mir einfach zu hoch. Ich weiß nicht, wo das Schiff hintreibt, Sir. Jedenfalls ist es für mich führerlos geworden. Davon muß ich einfach ausgehen.«

Ich bekam auf diese Bemerkung hin keine Antwort. Statt dessen wollte Sir James mehr über Suko wissen und zeigte Skepsis wegen meiner Bemerkung, daß ich Suko in dem Spiegel als Kind gesehen hatte. »Das kann ich einfach nicht glauben, John.«

»Sir, es fällt mir auch schwer…«

»Hören Sie, John. Sie und ich, wir beide sind Europäer und können chinesische Gesichter nicht so gut auseinanderhalten. Da sieht doch oft eines wie das andere aus. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Sie sich hundertprozentig sicher sind.«

Ich schickte ihm ein bitteres Lachen durch die Leitung. »Ich gehe davon aus.«

»Ist es wirklich hundertprozentig sicher?«

»Sir, das weiß ich nicht genau.«

»Na also.«

»Aber ich rechne damit. Und ich werde meine Ermittlungen weiterhin in diese Richtung aufnehmen.«

»Das klingt aber sehr beamtenhaft. Wie wollen Sie das anstellen?«

»Wichtig ist die Truhe.«

»Gut, die wird zu uns gebracht. Dort können Sie das Ding in Ruhe untersuchen. Nach unserem Gespräch werde ich das Nötige in die Wege leiten. Ich schicke Ihnen auch die Mordkommission vorbei, wegen der beiden Leichen im Wald. Nur würde es mich interessieren, ob der Fall Tommy Li mittlerweile abgeschlossen ist.«

»Das ist schwer zu sagen. Ich gehe davon aus, daß sein Vater damit

nichts zu tun hat.«

»Das ist immerhin etwas. So sind wir eine Sorge los. Die Triaden überlasse ich gern den Kollegen. Aber glauben Sie daran, daß Sie allein durch die Truhe und damit auch durch den Spiegel im Deckel an Suko herankommen?«

»Spiegel sind oft genug Tore, Sir.«

»Natürlich, die Übergänge in eine andere Welt. Das ist mir schon alles klar.« Er räusperte sich. »Nun ja, wollen wir es dabei belassen. Sie bleiben in diesem Camp so lange, bis alles erledigt ist. Dann sehen wir weiter.«

»Das hatte ich vor.«

»Gut, Sie finden mich dann im Büro. Und geben Sie acht, daß auch Sie nicht noch in dieser Truhe landen.«

»Ich werde mich bemühen, Sir.«

Als die Verbindung unterbrochen war, fühlte ich mich matt und ausgelaugt. Ich war in Schweiß gebadet und hatte das Gefühl, daß die Luft in der Zwischenzeit noch schlechter geworden war.

Draußen empfing mich die mit dem Mondlicht vermischte Dunkelheit. Ein silbrigblaues Licht, das wie dünne Gazestreifen über dem Camp lag und die Welt verzauberte.

Die Bewohner hatten sich wieder in die Häuser zurückgezogen. Nur wenige noch hielten sich im Freien auf.

Ich verspürte plötzlich die Lust auf eine Zigarette. Zwei Stäbchen befanden sich noch in der Packung. Ich zündete mir das zweitletzte an, lehnte mich gegen die Hauswand, rauchte und dachte dabei nach. Nach dem zweiten Zug hörte ich das hämische Lachen.

Eiskalt huschte etwas über meinen Rücken.

Ich ließ die Zigarette fallen, trat sie aus. Meine rechte Hand berührte den Griff der Beretta, denn das Lachen war mir nicht unbekannt. Ich wußte, wer mich so gern auf diese Art und Weise begrüßte.

Nach links drehte ich mich, ging einen Schritt vor und blieb am Rand der Straße stehen.

Er aber stand mitten auf der Fahrbahn, eingehüllt in kaltes bläuliches Licht.

Obwohl er sich nicht als Schreckensgestalt zeigte, wußte ich sofort, wer er war.

Der Teufel!

***

Hatte Rico nicht von einem Hut gesprochen, wie ihn damals Napoleon getragen hatte?

Es war keine Täuschung gewesen. Der in Verkleidung erschienene Höllenherrscher trug tatsächlich diese Kopfbedeckung, die seine lange Haarsträhne nur unzulänglich verdeckte.

Hinter dem blauen Feuer sah ich ein bleiches Gesicht mit dunklen Augenbrauen. Die Proportionen schienen nicht zu passen, mir kam diese Visage irgendwie schief vor, und daran trugen auch die Augen schuld, die tief und schräg in den Höhlen lagen.

Über seine Schulter hatte er einen Mantel gehängt. Er trug Kniebundhosen und ein Hemd mit pumpigen Ärmeln. Die bestrumpften Füße endeten in Schnallenschuhen, doch das alles interessierte mich eigentlich nur am Rande.

Seine Bewaffnung war wichtiger.

Von einem Schwert war immer wieder gesprochen worden. Bisher hatte ich nur davon gehört, jetzt konnte ich die Waffe sehen, denn er hielt sie in der rechten Hand und hatte sie so zur Seite gedrückt, daß er die Finger seiner linken Hand auf die Spitze legen konnte und es aussah, als würde er das Metall nach unten biegen, um seine Festigkeit zu prüfen.

Es sah wie ein normales Schwert aus, aber das war es nicht. Es mußte einfach eine magische Klinge sein, deren Metall dunkel und hell zugleich schimmerte, wobei um die Klinge herum kleine Funken tanzten, die nicht hell waren, sondern mehr aus einem grauen Blitzen bestanden, als würde es Sterne regnen.

Er lachte.

Er freute sich.

Und ich erstickte fast an meinem Zorn. Ich griff ihn nicht an, denn ich wollte wissen, aus welch einem Grund er gekommen war. Klar, er wollte mir beweisen, wie gut er war, würde mir seinen Triumph in Einzelheiten erklären wollen…

Das Lachen stoppte.

Dabei klappte sein Oberkiefer nach unten, als hätte jemand an einem Band gezogen.

Es wurde still.

Auch von den jungen Männern hörte ich nichts. Sie alle mußten den Teufel gesehen haben und spürten nun seinen Bann, der sie in seinen Fesseln hielt.

Asmodis nickte mir zu. »Du hast meine Dienerin vernichtet, Sinclair. Du bist gekommen, und weg war sie.«

»Das mußte auch so sein, Asmodis. Schließlich hatte sie schon genug Unheil angerichtet.«

Er verbeugte sich mit einer Geste des Spotts. »Gestattest du mir, daß ich anders darüber denke?«

»Sicher.«

»Denn ich habe Suko.« In seinen Worten schwang der Triumph mit. »Ja, ich habe ihn, und ich muß dir gestehen, daß es in meinen Augen ein guter Tausch gewesen ist. Suko gegen Joanna. Kannst du dir eine bessere Rache vorstellen?«

Ich ging darauf nicht ein. Ich wollte ihn noch nicht höher auf das Podest heben. »Was willst du genau?« fragte ich statt dessen.

»Nichts mehr.«

»Und weshalb bist du gekommen?«

»Um dich von einer Qual zu befreien, John Sinclair. Ja, so gütig bin ich zu dir.«

»Ich kann es kaum glauben.«

»Ha, ha!« lachte er mich an. »Manchmal bin ich eben jemand, der sich auch mit seinen Feinden verbündet.«

»Rede nicht so ein dummes Zeug. Komm zur Sache.« Ich sprach mit dem Höllenherrscher wie mit einem normalen Menschen. Schließlich stand er mir auch als Mensch gegenüber.

»Es geht um das Schwert. Kennst du es?«

»Nein!«

»Hast du es je bei mir gesehen?«

»Auch das nicht.«

»Es ist ein Seelenschwert!«

Jetzt war ich schlauer, hatte die Erklärung bekommen und konnte trotzdem nichts mit ihr anfangen. »Tut mir leid, für mich ist es nur eine gewöhnliche Waffe.«

»Ja, weil du nicht weiterdenkst, aber dein Freund Suko hat es anders gesehen.«

»Und wie bitte?«

»Ich war bei ihm, verstehst du? Ich habe ihn gepackt und in den Sarg gelegt. Dann bin ich gekommen und habe einen Zeugen zuschauen lassen, wie ich mit dem Seelenschwert auf ihn einschlug. Eigentlich hätte er jetzt aus zwei Hälften bestehen müssen, aber nun bringe ich den Begriff Seelenschwert ins Spiel. Diese Klinge hat ihn auch geteilt, genau in zwei Hälften, wie es vorgesehen war. In eine gute und in eine böse Hälfte, so nämlich würdest du das sehen. Nur ist es mir gelungen, die gute Hälfte ein wenig zu verändern, und dieses Bild, John Sinclair, hast du bereits zu Gesicht bekommen.«

Ich merkte, wie sich die Schweißtropfen auf meinen Handflächen sammelten. In der Kehle lag ein Stück Wüste. »Du meinst das Kind, nicht wahr?« fragte ich nach dem Räuspern.

»Ja, das Kind, und nichts anderes. Suko als Kind, verstehst du mich? Er ist durch die Magie zum Kind geworden. Das ist die gute Seite an ihm.«

»Und die… und die andere?«

»Davon wirst du noch hören, Geisterjäger.« Er strengte seine Stimme an. »Ja, davon wirst du noch hören, das kann ich dir versprechen. Die böse Seite, wie du sie bezeichnest, wird dir in Zukunft noch einigen Ärger bereiten. Richte dich darauf ein. Ich will mich nicht in Details verlieren, aber ich sage dir…« Er lachte. »Nein, ich sage dir nichts,

ich…«

Die Flammen um ihn herum explodierten. Bevor ich noch eine Frage stellen konnte, war er verschwunden.

Ab und weg…

Nur ein widerlicher verbrannter Geruch nach Schwefelgasen trieb mir entgegen und kratzte in meiner Nase.

Ich ging zurück, ohne es richtig zu merken. Ich mußte jetzt einfach einen Halt finden und lehnte mich mit dem Rücken an die Hauswand. Was mir Asmodis soeben mitgeteilt hatte, stimmte. Es traf voll und ganz zu. Er hatte es nicht nötig, zu bluffen. Er hatte sein Spiel begonnen und würde es durchziehen.

Suko zweigeteilt.

Als Kind und als böses Etwas!

Es war nicht zu fassen. In dieser verdammten warmen Augustnacht nahm der Horror kein Ende. Immer wieder mußte ich die Schläge einstekken, ohne austeilen zu können.

Was hatte der Satan vor? Und dann kam noch etwas hinzu. Wie lange würde Sukos Zustand andauern? Für immer etwa? Hatte ich ihn für alle Zeiten verloren?

Der Gedanke daran ließ meine Knie weich wie Butter in der Wärme werden. Suko und ich hatten schon verdammt viel mitgemacht und in schlimmen Klemmen gesteckt, aber so etwas war uns noch nicht passiert. Das ging an die Grenzen meiner Kraft, so etwas konnte ich nicht so einfach überwinden. Am liebsten hätte ich mir eine Flasche Whisky genommen und sie zur Hälfte leergetrunken. Aber die würde ich hier nicht finden.

Mit statisch wirkenden Schritten ging ich die Straße entlang. In meinem Kopf drehte sich alles. Ich dachte nach und kam trotzdem zu keinem Ergebnis, weil alles anders geworden war. Diese verfluchte Nacht hatte mein und das Leben meines Freundes völlig umgekrempelt.

Was blieb mir noch?

Es gab nur eine Chance, und das war die Truhe.

Ich zündete auch die letzte Zigarette an, hockte mich auf den Boden und starrte ins Leere.

Selten zuvor hatte ich eine derartige Furcht vor der nahen Zukunft gehabt…

***

»Ich danke Ihnen, Sir, und bin Ihnen damit auch verpflichtet«, sagte Li Choung, bevor er den Hörer an seinen Leibwächter weiterreichte, so daß der ihn auflegen konnte.

Der Mann hieß Sadre und stammte von der Insel Sumatra. Er war ein Ninja-Kämpfer, seinem Boß absolut treu ergeben und konnte die

Morde kaum zählen, die er bisher für Li Choung durchgeführt hatte. Die meisten davon nicht in London, sondern in Singapur.

»Du siehst so glücklich aus, Li Choung.«

»Das bin ich auch.«

»Darf ich fragen, weshalb?« Sadre konnte sich diese Frage erlauben. Er war der einzige aus der Bande.

Li Choung überlegte eine Weile, dann erhob er sich aus seinem Schreibtischsessel. »Laß uns nach draußen gehen, Sadre, denn es ist eine wunderbare Nacht.«

»Bitte.«

Li Choung stand auf. Man sah ihm nicht an, daß er zu den mächtigsten Bossen der Triaden gehörte. Er wirkte eher wie ein zwergenhafter alter Mann, der sich ohne Hilfe kaum zurechtfindet. Sein Gesicht sah durch die faltige Haut zerknittert aus. Es wirkte wie eine eingeschrumpelte Zitrone.

Er trug einen braunen Anzug, den auch ein Maßschneider nicht auf seine Figur hätte bringen können, so daß Jacke und Hose um seinen Körper schlotterten. Aus dem Hemdkragen ragte ein magerer Hals.

Aber er war der Chef, und es hieß, daß, war einmal eine bestimmte Grenze überschritten, seine Grausamkeit nicht mehr zu stoppen war.

Man hatte ihn früher in Asien den Folterkönig genannt, und zahlreiche Gegner waren unter großen Qualen gestorben, wobei er sie ihnen zugefügt und sich daran erfreut hatte.

Daran wollte er sich heute nicht mehr erinnern, dafür hatte er heute seine Leute. Aber wer in die kleinen Augen schaute, mußte einfach das Gefühl haben, Pupillen aus wäßrigem Eis zu sehen. So kalt und grausam waren sie.

Er lebte nicht schlecht. Sein Haus zeigte zwar äußerlich den europäischen Stil, auch beim Arbeitszimmer hatte er diesen Kompromiß geschlossen, aber der gewaltige Kontinent China wäre im Innern des Hauses überall vertreten.

Und auch den Garten hatte er nach chinesischem Vorbild angelegt, wobei er davon ausgegangen war, daß der Garten einen Lebenskreis für sich bildet und alles auf kleinstem Fleck seinen Platz haben mußte, denn sehr groß war sein Grundstück nicht. Schon allein aus praktischen Erwägungen, ein kleineres Gelände ließ sich eben besser überwachen.

Von seinem Arbeitszimmer aus konnte er in den Garten schauen, denn Zimmer und Natur waren nur durch eine sehr breite Glasscheibe getrennt, die sich versenken ließ, was Sadre auch tat, indem er auf einen in der Wand eingelassenen Knopf drückte.

Mit einem surrenden Geräusch löste sich die gepanzerte Scheibe aus der oberen Halterung und glitt in die Tiefe. Zwei Schritte davor war Li Choung stehengeblieben und verfolgte den Weg der nach unten

gleitenden Scheibe mit seinen Blicken.

Er war seinem Leibwächter noch eine Antwort schuldig, und die wollte er ihm auch geben. »Es ist eine gute Nachricht gewesen, obwohl mich ein hoher Polizist angerufen hat. Unser Plan hat Erfolg gezeigt. Mein Sohn Tommy Li ist frei.«

»Das freut mich!«

Li Choung glaubte Sadre. Wenn es jemand ehrlich meinte, dann der Mann aus Sumatra. Er war klein, kompakt, steckte voller Kraft und konnte sich blitzschnell bewegen. Sein Gesicht schimmerte immer etwas dunkel, und das machte ihn auch irgendwie alterslos. Manche fürchteten sich mehr vor Sadre als vor dem Chef. Sichtbar trug er keine Waffen, die waren unter seiner weiten Kleidung verborgen. Wenn es darauf ankam, holte er sie aber blitzschnell hervor.

Die Scheibe war nach unten geglitten. Der Summton verstummte. Für die beiden Männer war der Weg in den kleinen, aber wunderschönen chinesischen Garten frei.

Bäume, kleine Pagoden, Brücken, zwei Teiche, ein künstlich angelegtes Gefälle mit zwei Rinnen, durch die Wasser lief, waren ebenso vorhanden wie schmale Treppen, die in die verschieden hohen Teile des Gartens führten.

Große, sehr wohl gestutzte und perfekt beschnittene Bäume bildeten an manchen Stellen ein dichtes Dach und schützten auch die Plätze, wo schmale, weiße Holzbänke standen, die zu einem Aufenthalt im Freien einluden. Es war eine jener lauen Sommernächte, die eigentlich jeder Mensch im Freien genießen konnte, falls man ihm die Zeit dazu ließ. Und Li Choung liebte seinen Garten bei Tag und Nacht.

Hier fühlte er sich wohl, hier konnte er nachdenken.

Vom Haus aus ging er stets denselben Weg zu seiner schmalen Lieblingsbank.

Er kam zu den beiden Teichen, die durch eine schmale Wasserzunge miteinander verbunden waren. Und über die Zunge hinweg führte eine schmale Holzbrücke, die zierlich aussah, aber eine Stabilität besaß, die auch mehrere Personen zugleich aushielt. Ein filigran gearbeitetes Geländer gab den nötigen Halt, und die Hand des Bosses fuhr darüber hinweg, wobei Laute entstanden, die an das Rascheln von Papier erinnerten. So dünn und trocken war die alte Haut des Mannes.

Der Himmel sah aus wie ein beleuchtetes Festzelt. Er erstrahlte im Glanz der Sterne und des Mondlichts, was den alten Chinesen ebenfalls nicht unbeeindruckt ließ.

»Sieh dir diesen prächtigen Glanz an, Sadre. An was erinnert er dich?«

»An die Heimat.«

Der alte Chinese lachte. »Ja, du hast recht. Es ist der Sternenglanz

der Heimat, als dort noch alles in Ordnung war. Dieser Himmel hat Ähnlichkeit mit dem der Heimat. Irgendwann, so hoffe ich, werde ich wieder nach Shanghai zurückkehren können.«

»Das wäre wunderbar.«

Der alte Mann ließ die Brücke hinter sich und bog in einen schmalen Weg ab, der sich durch den Garten zog. Auf großen Steinen und Felsen wuchsen Kräuter und Blumen. Beide gaben Düfte und Gerüche ab, die sich miteinander mischten.

So dicht bebaut der Garten auch war, es gab immer wieder Lücken, kleine Plätze, Wege und Orte der Besinnung.

Und es gab Wachen!

Die aber waren nicht zu sehen und auch nicht zu hören. Sie schienen sich unsichtbar machen zu können, obwohl das nicht stimmte, denn sie hielten sich nach wie vor im Garten auf, aber sie hüteten sich, ihren Herrn und Meister auch nur eine Sekunde lang zu stören.

Wenn er seine Ruhe haben wollte, dann blieben auch sie ruhig - aber nicht weniger wachsam.

Der Garten lag nicht unter der völligen Dunkelheit der Nacht. An gewissen Stellen leuchteten auch Laternen, aber sie waren nie sehr hoch, reichten höchstens bis zur Hälfte eines Menschen und gaben einen sehr weichen, warmen Schein ab, in dem sich zahlreiche Insekten tummelten.

Sadre kannte das Ritual. Er wußte genau, was er zu tun hatte, glitt an seinem Boß vorbei und richtete diesem die Bank, damit Li Choung darauf seinen Platz finden konnte.

Mit einem Tuch wischte sie der Leibwächter noch ab und verbeugte sich, als sich Li Choung setzte.

»Hast du einen Wunsch, Meister?«

»Nein, nicht.«

»Darf ich noch Tee im Laufe der Nacht servieren?«

»Heute nicht, Sadre. Heute sitze ich hier und bleibe auch hier sitzen, um meinen stillen Triumph zu genießen. Ich möchte eins werden mit der Natur, der Dunkelheit und mir selbst.«

»Das verstehe ich, Meister. Es ist auch eine wunderbare Nacht. Aber darf ich in deiner Nähe bleiben?«

»Das sollst du sogar.«

»Danke, für das Vertrauen, Meister. Du wirst erleben, daß ich dich nicht störe.«

»Geh schon.«

Sadre verbeugte sich und ging. Nein, er schwebte dahin, denn es entstand kein Laut. Nicht das geringste Geräusch sollte Li Choung beim Nachdenken stören.

Sadre war ein As. Er kannte sich aus. Er wußte genau, wo die anderen Wächter standen und schaffte es geräuschlos, sich an eine

andere Person heranzuschleichen. Neben einer schmalen Pagode und tief in deren Schatten verborgen, stand einer der Aufpasser, die für diese Nacht eingeteilt worden waren. Wenn von ihm etwas zu sehen war, dann höchstens der Glanz in seinen Augen.

Aber auch der war verloschen, als Sadre vor ihm erschien. Der Mann hätte sich rühren müssen, nur zeigte er keine Reaktion, denn Sadre stand so plötzlich vor ihm, als wäre er aus dem dunklen Nachthimmel hervor nach unten gefallen.

Der Leibwächter erstarrte. Gleichzeitig durchlief ein Prickeln seinen Körper.

Warum regte sich der Mann nicht?

Er stand da, als wäre er mit dem Fels verwachsen. Zwar hielt er die Augen offen, nur gefiel Sadre der Blick des Mannes nicht. Er war so leer, völlig ohne Gefühl.

Das Kribbeln verdichtete sich bei Sadre zu einer kalten Haut im Nacken.

Er wußte Bescheid, wollte aber den Beweis haben.

Er faßte den Mann an.

Ein kurzer Stoß nur reichte, um ihn zur Seite kippen zu lassen. Ein querwachsender Felsen hielt die Gestalt des Toten auf.

Tot! Er war tot. Er war in diesem bewachten Garten gestorben, und sein Mörder mußte es geschafft haben, trotz der Alarmeinrichtungen einzudringen.

Das schoß Sadre innerhalb eines winzigen Augenblicks durch den Kopf, als er sich drehte.

Stille, wohin er auch horchte.

Dennoch witterte er die Gefahr, er wußte, daß sie in der Nähe lauerte.

Als er auf seine rechte Hand schaute, sah er, daß sie dunkel geworden war.

Das Blut des Wächters klebte daran, und er erinnerte sich, daß er den Mann dicht unter der Kehle angefaßt hatte. Wahrscheinlich war ihm der Hals zur Hälfte durchtrennt worden.

Sadre glitt zur Seite.

Mit seiner Ruhe war es vorbei. Er glich jetzt einem aufgepumpten Ball, der jeden Augenblick platzen konnte.

Sein Atem war kaum zu hören, auch seine Bewegungen glichen denen eines sich völlig lautlos heranschleichenden Raubtiers. Etwas war passiert, was noch nie geschehen war. Er ging davon aus, daß er nicht nur einen Toten im Garten finden würde.

Für ihn war es wichtig, die anderen Wächter zu finden. Er dachte aber auch an Li Choung, der allein und schutzlos auf der Bank saß. Zwar konnte sich der alte Mann noch verteidigen, aber einem heimtückischen Angriff aus dem Hinterhalt war er hilflos ausgeliefert.

Was sollte er zuerst tun?
Den toten Wächter ließ er in der Felsspalte an der Pagode stehen. Geduckt und fast unhörbar huschte er dorthin, wo er seinen Boß auf der Bank zurückgelassen hatte. Daß der alte Mann noch gute Ohren besaß, bewies er mit einer Frage, denn er sprach Sadre an, bevor dieser ihn erreicht hatte. »Ist alles in Ordnung?«
»Ich schaue mich um.«
Li Choung räusperte sich. Er konnte gewisse Untertöne heraushören.
»Also nicht in Ordnung?«
»Meister, ich glaube zu wissen, daß sich jemand in unsere Nähe gestohlen hat.«
Li Choung blieb ruhig. »Gab es Hinweise?«
»Ja, Tschek ist tot.« Auch jetzt rührte sich der alte Mann nicht. Er nahm die Meldung auf wie jede andere. Auch bei einer freudigen Nachricht hätte er kaum anders reagiert.
»Ich werde ihn suchen.«
»Ja, und dann schaffe ihn her.«
Sadre verbeugte sich und war weg. Der alte Chinese aber blieb starr sitzen. Er lauschte in die Stille hinein. Der sachte Nachtwind bewegte die Blätter der Bäume und ließ sie rascheln. Auf der Stirn des alten Chinesen zeichnete sich plötzlich ein noch stärkeres Muster ab. Er dachte nach und kam zu dem Entschluß, daß diese Nacht keine gute für ihn werden würde.
Sosehr ihn auch die Nachricht von der Auffindung seines Sohnes gefreut hatte, so schlimm war es dann für ihn gekommen, als Sadre seine Tour machte.
Wer schaffte es, in diesen Garten, der so gut bewacht war, einzudringen?
Der alte Mann hatte sich auf Sadre verlassen. Er hatte die Leute ausgesucht, und sie waren sicherlich nicht schlecht gewesen, aber es gab bessere.
Bessere oder nur einen?
Li Choung dachte nach. Er wollte seinen Verdacht selbst nicht wahrhaben, doch je länger er darüber nachdachte, um so stärker festigte er sich.
Das Eindringen des Fremden mußte etwas mit den Vorgängen zu tun haben, die seinen Sohn betrafen. Nahm jetzt eine Seite Rache, die von Geistern gelenkt wurde?
Wenn ja, würde auch ein Mann wie Sadre nicht gegen sie ankommen. Er wünschte sich den Mann an seiner Seite, aber Sadre würde nicht eher aufgeben, bis er zu einem Ergebnis gelangt war.
In der Tat hatte er den Weg zwischen die Felsen eingeschlagen. Der Garten war so angelegt worden, daß einzelne hohe Steinformationen durch Treppen miteinander verbunden wurden. Teilweise bildeten sie

auch schmale Brücken, die über nicht allzu tiefe Abgründe hin wegführten. Mit raumgreifenden, geschmeidigen Bewegungen erreichte Sadre den höchsten Punkt der Felsen.

Dort hockte er sich nieder. Er fiel förmlich zusammen und konnte einfach nicht mehr gesehen werden.

An dieser Stelle wartete er ab. Er war unter anderem stolz auf seine Augen und verließ sich auch darauf, in der Dunkelheit sehen zu können.

Sollte sich unter ihm jemand bewegen, würde er es sehr bald feststellen.

Da tat sich nichts.

Nur der Wind bewegte die dünnen Zweige der exotischen Büsche und Bäume. Manche Strauchgruppe sah aus, als würde sie große Pilze bilden und erinnerte entfernt an Schirmakazien.

Er blickte auch auf die Oberflächen der kleinen Teiche. Die beiden waren durch den schmalen Kanal miteinander verbunden, verteilten sich innerhalb des Gartens und sahen aus der Höhe aus wie große, glänzende Augen, in die etwas hineingeworfen war, was sich dann träge auf der Oberfläche bewegte.

Es waren die Blätter der Seerosen, die sich auch an den Rand der Teiche drängten, wo das Schilf wie große Streichhölzer aus dem Wasser wuchs. Nicht weit davon entfernt und schon auf dem Trockenen wuchsen die klumpig und doch elegant wirkenden Gestalten der Bambussträucher, über deren feine Haut aus Blättern der Wind hinwegstrich.

Einen weiteren Toten hatte Sadre nicht zu Gesicht bekommen und auch nicht mehr darauf geachtet, wenn er ehrlich gegen sich selbst war. Er hatte seine Pläne geändert.

Dieser Ausguck erschien ihm ideal. Von hier konnte er den Garten beobachten, und er würde jede fremde Person sofort entdecken, die sich eingeschlichen hatte.

Weiter entfernt glitzerte schwach das Eisengitter auf der Mauer. Hinzu kamen noch elektronische Sicherheitsanlagen, die nicht so leicht zu umgehen waren. Wer immer es geschafft hatte, er war Sadre ein gleichwertiger Gegner.

Nichts bewegte sich bei ihm. Nur die Augen wanderten durch die Höhlen wie stumme Beobachter.

Er schaute dabei in jede Ecke, suchte alles ab und hätte am liebsten auch in den Boden geschaut, aber das war ihm leider nicht möglich.

Wieder glitt sein Blick zurück und erfaßte dabei auch die beiden Teiche.

Der Wind streifte zwar mit seinen weichen Armen durch den Garten, aber er war nicht so stark, als daß er das Wasser hätte auf der Oberfläche bewegen können.

Bei einem Teich kräuselten sich plötzlich Wellen. Ihr Ursprung befand sich nahe des Ufers, wo auch der Bambus wuchs, und über Sadres Gesicht glitt plötzlich ein Lächeln, denn er kannte den alten Trick sehr gut.

Man mußte nur gute Nerven haben, sich unter Wasser legen, einen Bambusstab abbrechen, das Oberteil aus dem Wasser hervorschauen lassen und das untere Ende in den Mund stecken.

So konnte man durchaus atmen.

Aber jetzt hatte sich der andere unter Wasser bewegt, und das war Sadre nicht entgangen.

Auf der Oberfläche schaukelten die Blätter der Seerosen in einem sehr langsamen Rhythmus. Sadre bekam auch mit, wie sich ein Bambusrohr durch das Wasser bewegte. Es schaute nur fingerlang mit seiner Spitze hervor und wirkte wie der Turm eines verfremdeten U-Boots.

Der Leibwächter lächelte eisig. Noch einmal blickte er hin. Sollte der Unbekannte den Weg beibehalten, wußte Sadre genau, wo er ihn empfangen würde.

Ebenso leise, wie er gekommen war, begab er sich an den Abstieg aus der Felslandschaft.

Er verzichtete auf die Treppen, nahm die Entfernungen mit Sprüngen und kümmerte sich nicht darum, daß er keine lautlosen Landungen schaffte.

Dann hatte er den ebenen Boden erreicht.

Durch die Nase saugte er die Luft ein. Über seinen Rücken rann ein kalter Schauer. Es war nicht das Gefühl der Angst, nein, er freute sich darauf, fighten zu können. Er wollte mit dem Eindringling endlich die Kräfte messen, und er würde ihn töten.

Langsam, sehr langsam sogar…

Von einem Busch aus beobachtete er den kleinen Teich und sah die Bambusspitze noch immer über das Wasser wandern. Da hatte der andere einen Fehler begangen, er war also doch nicht so perfekt, und Sadre freute sich.

Er huschte geduckt über ein sehr gepflegtes Rasenstück, das den Teich an der linken Seite begrenzte und sah dann die beiden mit dichten Blättern bewachsenen und klein gehaltenen Essigbäume vor sich, die ihm eine gute Deckung boten.

Zwischen ihnen konnte er hindurchschauen und die Oberfläche des Teichs unter Kontrolle halten.

Er legte sich flach auf den Boden.

An diesem Ufer wuchs kein Bambus, der Blick auf die Wasserfläche war frei.

Noch sah er nichts von dem Bambus, aber er konnte schon die sanften Wellen sehen, die sich auf das Ufer zubewegten und da mit

leisem Klatschen ausliefen.
Länger als eine halbe Minute würde es nicht mehr dauern, bis der andere aus dem Wasser stieg.
Die Zeit verrann…
Sadre spannte sich. Er glitt federnd höher, sein Blickwinkel besserte sich, und er sah das helle Stück aus der Wasseroberfläche ragen, das sich dem Ufer näherte.
Es war sogar ziemlich nahe herangekommen…
Ein leises Plätschern erreichte ihn. Man mußte schon sehr gute Ohren haben, um es hören zu können.
Die aber hatte Sadre.
Das Plätschern verstummte. Stille kehrte wieder ein. Wer immer da aus dem Teich stieg, er war schlau genug, um zunächst abzuwarten, ob er gesichtet worden war.
Sadre hütete sich, auch nur einen Laut von sich zu geben. Er hatte Zeit, der andere nicht, denn er kroch jetzt ganz aus dem Wasser und bewegte sich schlangengleich über den Grasboden, als wäre er eine einzige lange Welle.
Sadre war zu einem Teil des Gartens geworden. Es gehörte zu seiner Ausbildung, überall dort Deckung zu finden, wo es für einen normalen Menschen keine gab.
Der Fremde wartete, blieb liegen.
Noch hatte Sadre sein Gesicht nicht gesehen. Erst als sich der Mann aufrichtete, entdeckte er den bleichen Fleck unter dem nassen Haar.
Auch Sadre bewegte sich.
Er aber lautlos.
Der andere stand.
Waffen sah Sadre nicht bei ihm. Er war allerdings davon überzeugt, daß der andere sie tragen würde.
Er schaute sich um, war mißtrauisch, traute dem Frieden nicht, und Sadre drängte sich eng gegen den Boden.
Hörte er Schritte.
Nein, auch kein Schleifen der Grashalme. Wenn der Fremde ging, dann tat er es lautlos.
Auch Sadre mußte etwas unternehmen. Er wollte den anderen nicht weitergehen lassen, mußte ihn stellen.
Völlig geräuschlos kam er hoch. Und doch war er gehört worden, deshalb trat er normal aus der Deckung zwischen den beiden Essigbäumen hervor. Deren Blätter raschelten, als er mit den Armen darüber hinwegstreifte.
Der Fremde drehte sich um.
Sadre blieb stehen.
Der rührte sich ebenfalls nicht.
Aber Sadre stellte eine Frage: »Wer bist du?« zischelte er.

»Ich bin das Böse.«

***

Diese Antwort reichte Sadre aus. Er griff an.

Nicht mit den bloßen Händen, obwohl es so aussah, als er in die Höhe sprang, aber seine Arme gegen den Körper klatschen ließ, um aus der Kleidung etwas hervorzuholen.

Es waren Wurfsterne.

So schnell, wie er sie aus irgendwelchen Taschen hervorgeholt hatte, war schon bewundernswert gewesen. Das hatte er noch alles geschafft, bevor er mit den Füßen wieder den Boden berührte.

Noch im Sprung schleuderte er die metallenen Wurfsterne. Er wollte den anderen nicht töten, er wollte ihm nur einen Denkzettel verpassen und ihn dann zu seinem Herrn und Meister hinschleppen, um Li Choung zu beweisen, wie gut er war.

Sadre beherrschte mehrere Waffen perfekt. Dazu gehörten die Shuriken, und er war sicher, daß er den anderen auch erwischt hatte. Die Sterne waren auf dessen Schultern gezielt worden.

Treffer?

Ja, aber es tat sich nichts.

Der Mann fing sie nicht auf. Er wurde nicht einmal herumgeworfen, es schien, als wäre sein Körper überhaupt nicht vorhanden. Die Wurfsterne jagten hindurch. Oder?

Sadre wußte überhaupt nichts mehr. Er stand da wie jemand, der völlig fertig war, glotzte nach vorn, schüttelte den Kopf und dachte an einen Geist, mit dem er gekämpft hatte.

Dann fiel etwas zu Boden und berührte die Steine mit einem hellen Klirren.

Es waren die beiden Wurfsterne. Wieso?

Er ist das Böse, hatte er gesagt. Er mußte ein Geist sein oder ein Dämon, der aus irgendwelchen verfluchten Reichen ausgestoßen worden war. Dabei sah er aus wie ein Mensch.

Sadre holte tief Luft.

Man konnte ihn nicht so leicht schocken, jetzt aber war er zur Statue erstarrt.

Es hatte ihn eiskalt erwischt. Nicht allein, daß es jemand geschafft hatte, die Sicherheitsanlagen zu überwinden, nein, er stand jetzt noch vor ihm und war den Wurfsternen entwischt.

Einfach so…

Unerklärlich für ihn.

Er holte tief Luft. Über seinen Körper rann ein Schauer, das war schon lange nicht mehr vorgekommen. Als er nach einer anderen Waffe griff, war der Schauer noch immer vorhanden.

Noch immer dachte er darüber nach, wieso der andere keine

Verletzungen zeigte. Er war zweimal getroffen worden, beide Schultern hätten bluten müssen, und ein Geist oder feinstoffliches Wesen war er auch nicht. Da war irgend etwas völlig außer Kontrolle geraten.

Sadre zog ein Schwert.

Mehr ein langes Messer mit einer sehr dünnen Klinge. Eine Waffe, mit der er ebenfalls gut umgehen konnte. Wenn es darauf ankam, zerhackte er einen Gegner damit innerhalb weniger Sekunden in Stücke.

Es kam ihm nicht mehr darauf an, Li Choung einen lebendigen Eindringling zu bringen, er mußte jetzt versuchen, selbst am Leben zu bleiben und den anderen wenigstens…

Er griff an.

Das Schwert wirbelte durch die Luft. Es wurde von der Hand gehalten, es zog Bahnen in einer Zickzack-Linie. Es wurde so geführt, daß es rechts und links schlagen und den anderen einfach erwischen mußte.

Es spritzte kein Blut. Es wirbelten keine abgeschnittenen Gliedmaßen umher, es geschah gar nichts. Die Gestalt war da und trotzdem nicht vorhanden.

Sadres Angriff war verpufft. Er rutschte ein Stück über den Boden, drehte sich und sprang zur Seite, wobei ihm gleichzeitig klargeworden war, daß er bisher Glück gehabt hatte, denn der andere hätte ihn auch killen können.

Sadre hielt sein Schwert noch immer fest. Ihm kam zu Bewußtsein, wie lächerlich diese Waffe war. Er hatte überhaupt Glück gehabt, daß er noch lebte, diese andere Person hätte ihn mit Leichtigkeit ins Jenseits befördern können.

Aber wo steckte sie?

Weg, verschwunden. So lautlos, wie sie aufgetaucht war, hatte sie sich wieder zurückgezogen.

Sadre stand da und bekam seinen Atem nur mit Mühe unter Kontrolle.

So etwas hatte er noch nie erlebt, das war für ihn furchtbar, völlig neu und jenseits all seines Wissens.

Er blickte in den nachtdunklen Garten. Wollte wenigstens die Bewegung eines Fremden suchen, um sich seinem Chef erklären zu können, denn der mußte ihm das alles glauben, aber er sah nichts.

Der Garten lag in völliger Stille. Nur das sanfte Rauschen der Blätter strich durch die Lüfte.

Er atmete scharf aus. Es war etwas schiefgelaufen, er hatte Fehler begangen, alle hatten sie Fehler gemacht, und wahrscheinlich hatten sie etwas übersehen.

Aber was?

Hing das Auftauchen des Fremden mit der Entführung Tommy Lis zusammen?

Oder hatte diese Mischung aus Geist, Mensch und Dämon vielleicht einen anderen Auftrag gehabt? War er eingedrungen, um den Chef des Hauses zu töten?

Sadre dachte mit Schrecken daran. Sollte das geschehen sein, dann hatte er versagt.

Plötzlich dachte er nicht mehr an sich, sondern nur noch an Li Choung.

Auf dem schnellsten Weg huschte er dorthin, wo der alte Mann seinen Platz auf der Bank gefunden hatte.

Er sah ihn schon aus einiger Entfernung. Wie ein zusammengesunkenes Stückchen Elend hockte er auf der Bank, den Kopf nach vorn gedrückt, den Oberkörper ebenfalls, so daß es nur eine Frage der Zeit war, wann er von der Bank nach vorn kippen würde.

Auf den letzten Yards war Sadre langsamer gelaufen, eine reine Vorsichtsmaßnahme, obgleich es ihn drängte, sich mit seinem Chef zu beschäftigen, denn er wollte schließlich Gewißheit haben, ob der Mann noch lebte oder nicht.

Sadre schlug einen Bogen. Er schaute auch in die Höhe, wo sich das Geäst und die Krone des hohen Baumes abmalten, unter dem die Bank stand. Für einen geübten Kämpfer war es leicht, dort hochzuklettern und sich darin zu verbergen.

Es war nichts zu sehen.

Sadre holte trotzdem eine schmale Lampe hervor und schickte den Strahl gegen den Wirrwarr über seinem Kopf. Vielleicht traf er ein Gesicht, eine Gestalt, möglicherweise schimmerte bleiche Haut, aber nichts Fremdes hielt sich im Geäst verborgen.

Er steckte die Lampe wieder weg. Sekunden später stand er dicht an der Bank.

Li Choung rührte sich nicht. Seine Haltung war so unnatürlich, daß Sadre Schlimmes befürchtete.

Er berührte ihn vorsichtig, wollte den Kopf des alten Mannes anheben und zurückdrücken, als er den leichten Widerstand spürte und auch das leise Stöhnen hörte.

Der Meister lebte.

Sadre atmete auf. Er umfaßte die Schultern des Alten und drückte den mageren Körper zurück, bis dessen Rücken am Holzgitter der Bank anlehnte. So konnte er sitzenbleiben.

Erst jetzt sah Sadre, daß Li Choung ebenfalls Besuch bekommen hatte.

Dieser Mensch-Dämon war schneller gewesen als Sadre und hatte seine Zeichen hinterlassen.

Li Choung blutete aus zwei Wunden an den Wangen. Sie sahen aus

wie lange Schrammen, die eine kleine Säge in die Haut hineingefräst hatte.

Li Choung bewegte die Augenlider, und Sadre holte tief Luft, bevor er sich mit leiser Stimme zu erkennen gab.

»Ich bin es, Meister. Ich, dein Beschützer…«

Li Choung öffnete die Augen. Die Pupillen waren ohne Glanz. Der Ausdruck deutete darauf hin, daß der alte Mann irgendwie abwesend war und wohl Mühe haben würde, sich wieder zurechtzufinden und sich auch zu erinnern.

Er hob seinen rechten Arm. Die Finger umklammerten Sadres Handgelenk. Sie fühlten sich an wie Stäbe, die in feuchtes Papier eingewickelt worden waren.

»Bitte, Meister…«

Li Choung ließ Sadre nicht los, als er nickte. Dann bemühte er sich um eine Erklärung. Er sprach sehr langsam und sehr leise. »Ich bin hier nicht mehr sicher, mein Freund. Er war hier, ja, er ist hier bei mir gewesen. Ich kann es dir nicht erklären, aber er tauchte plötzlich auf und zeichnete mich. Er erklärte mir, daß nun alles beginnen würde und…«

»Du darfst nicht reden, du mußt dich ausruhen.«

»Das weiß ich. Aber ich will reden. Ich habe festgestellt, daß nicht alles so ist, wie ich es gern hätte. Ich bin deshalb zu dem Entschluß gekommen, daß es Mächte gibt, die uns über sind. Es ist nicht alles vorbei, Sadre. Tommy Li wurde gefunden, das ist sicher, aber es gibt ein Erbe, und ich will, daß er nicht mehr in dieses Haus zurückkehrt. Dafür werden wir beide sorgen müssen.«

»Aber wie?«

»Ich weiß es noch nicht, Sadre, aber irgendwie werden wir es schon schaffen.«

Der Leibwächter nickte. Für ihn war zwar keine Welt zusammengebrochen, aber er wußte jetzt, daß er sich nicht mehr auf gewisse Dinge verlassen konnte, auf die er einmal sehr stolz gewesen war. Dieses Haus und auch dieser Garten waren keine Burg mehr, kein abgeschirmtes Refugium, zu dem ihren Feinden der Zutritt verwehrt wurde, denn die Gegner hatten andere Mittel und Wege gefunden, um Sperren und Hindernisse zu überwinden.

Noch wußte Sadre nicht, was die andere Seite vorhatte. Er wollte auch nicht fragen und es dem Meister überlassen, mit irgendwelchen Erklärungen herauszukommen.

»Sind sie alle tot?« fragte Li Choung.

»Ich weiß es nicht.«

»Sie haben nichts gesehen - oder?«

»Nein.«

»Wer war es?«

Auf diese Frage hatte Sadre gewartet. Er hätte eigentlich Zeit genug gehabt, sich eine Antwort zurechtzulegen, aber er wußte nicht, was er hätte sagen sollen. Wie würde der alte Mann auf seine Vermutung reagieren, die sich mit einem Wesen beschäftigte, das eine Mischung aus Mensch und Dämon darstellte?

Li Choung gehörte zu den Menschen, die die Welt mit anderen Augen sahen. Er glaubte daran, daß es hinter der sichtbaren noch eine unsichtbare gab, die einen großen Einfluß auf die sichtbare Welt ausübte, dem sich dann kein Mensch entziehen konnte.

Es war für ihn ein Rätsel, das er nicht hatte lösen können. Vielleicht hätte sich der alte Mann mehr mit Mystik beschäftigt, aber die Zeit war ihm nicht geblieben. Er hatte statt dessen kämpfen müssen, um sein Imperium aufzubauen.

»Ich warte auf eine Antwort, Sadre!« Die Stimme klang zwar leise und brüchig, aber es war der Wille aus ihr herauszuhören, endlich etwas zu erfahren.

»Er hat mich besiegt. Er hätte mich töten können. Ich griff ihn an, aber ich traf ihn nicht. Er war sehr gefährlich, er war ein Mensch und trotzdem keiner. Er war eine Mischung aus Mensch und Dämon. Er kam aus dem Nichts wie aus einer anderen Welt. Er schoß hervor, er hat sich mir gestellt…«

»Kein Mensch?«

»Ich glaube es nicht.«

Der alte Mann atmete tief ein.

»Dann haben sich die Tore geöffnet, um uns den Schrecken zu schicken. Dann werden die Götter nicht mehr ihre wachsamen Augen auf uns halten, um uns beobachten zu können. Das wird demnächst alles anders sein, glaube mir.«

Sadre nickte, obwohl er mit den Erklärungen des Alten nicht viel anfangen konnte. »Was haben wir getan, um den Zorn der Götter auf uns zu ziehen?«

Li Choung ließ sich mit der Antwort Zeit. Er wollte sie genau durchdenken. »Wir hätten Tommy Li nicht zurückholen sollen. Er hätte seinen Weg gehen sollen, das ist mir jetzt klargeworden.«

»Aber es war der falsche Weg, Meister!«

»Ja, für dich und für mich. Aber nicht für die Mächte, die Tommy den Weg gezeigt haben. Ich weiß nicht, was der andere, der Unbekannte noch alles vorhat. Er hat sich hineingedrängt. Wir haben ihm Tommy genommen, er wird sich an uns schadlos halten. Wahrscheinlich werden wir alle unter seinen Druck geraten.«

Sadre widersprach nicht. Nicht aus Höflichkeit, sondern weil er davon überzeugt war, daß sein Meister recht behielt. Er war weiser, er sah weiter, er würde es aber nicht mehr regeln können wie früher, sondern der anderen Macht gehorchen müssen.

»Ich möchte, daß du mich ins Haus bringst, Sadre. Und danach wirst du noch einmal in den Garten zurückkehren, um die Wächter zu suchen. Wir haben vier aufgestellt.«

»Stimmt.«

»Und im Keller, vor den Monitoren?«

»Sitzen noch zwei, Meister.«

»Gut.« Er faßte Sadre wieder an und stemmte sich hoch. »Ich möchte jetzt gehen.«

Der Leibwächter blieb an seiner Seite, ungemein wachsam. Seine Blicke glitten in die Runde, noch immer rechnete er mit einem Angriff, und der Garten hatte sich für seinen Geschmack in eine große, düstere Todesfalle verwandelt.

Die Scheibe war noch immer im Boden verschwunden. Vor ihnen lag der breite Eingang, der direkt in das Haus führte, und der alte Mann zögerte, die Schwelle zu überschreiten.

»Soll ich zuvor nachsehen, Meister?«

»Nein«, sagte Li Choung nach einer Weile. »Das ist nicht nötig. Er kann kommen und gehen, wann immer er will. Wir sind von ihm abgelöst worden, es ist nicht mehr unser Refugium. Die Zeiten haben sich geändert, und wir werden uns damit abfinden müssen.«

»Ich verstehe dich, Meister.«

Sadre brachte den alten Mann über die Schwelle. Wie zwei Fremde betraten sie den Arbeitsraum, in dem sich der alte Mann so wohl gefühlt hatte. Von seinem Schreibtisch aus hatte er die Geschicke des Unternehmens geleitet. Da war er die Spinne gewesen, die im Netz saß und ihre Fäden losschoß.

Er hatte nie Gnade gekannt. Dann war ein anderer gekommen, der noch härter war als er.

Li Choung räusperte sich, als er auf seinen Schreibtisch zuging. Erst als er saß, holte er ein blütenweißes Taschentuch hervor und tupfte über die Schrammen auf seiner Haut. Er kam sich vor wie ein fremder Mensch, und das war für ihn am schlimmsten.

Langsam hob er den Kopf.

Vor seinem Schreibtisch hob sich die Silhouette seines Leibwächters ab.

Er hatte Sadre immer Vertrauen entgegengebracht, aber in dieser Nacht war dieses Band gerissen.

Andere Zeiten waren angebrochen. Zeiten, in denen nicht mehr Li Choung das Sagen hatte.

»Kann ich etwas für dich tun, Meister?« erkundigte sich Sadre mit leiser Stimme.

»Ja, das kannst du!«

»Was bitte?«

Der alte Chinese atmete seufzend. »Geh ihn den Garten und suche die

Leichen. Wenn du sie gefunden hast, dann sorge dafür, daß sie auch die entsprechenden Gräber bekommen.«

»Ich werde alles so ausführen, wie du es dir gewünscht hast, Meister«, erwiderte Sadre.

Er verneigte sich noch einmal, dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging.

Seine Schritte waren nicht zu hören. Phantomhaft tauchte er in den Garten ein und wurde eins mit diesem Stück Natur.

Der alte, grausame Bandenführer aber blieb allein an seinem Schreibtisch sitzend zurück und starrte ins Leere. Dabei dachte er daran, daß diese Welt für ihn nichts mehr war…

***

Es war schon längst hell geworden, als ich in London eintraf. Ich war völlig übermüdet und trotzdem aufgeregt, als hätte man irgendein Mittel durch meine Adern gespritzt.

Durch die Stadt war ich gefahren wie in Trance. Ich kannte sie, deshalb fand ich meinen Weg wie von selbst, und ich rollte hinein in die breite Tiefgarage unter dem Hochhaus, wo ich den Rover neben einem dunklen BMW abstellte, dessen Anblick mich wieder an meinen Freund Suko erinnerte, denn ihm gehörte das Fahrzeug.

Ich blieb im Rover sitzen, schlug die Hände vor mein Gesicht und dachte über das teuflische Spiel des Höllenfürsten nach. Diesmal hatte er es geschafft, mir einen Schlag zu versetzen, der verdammt hart gewesen war und den ich kaum verkraften konnte.

Schon einmal hatte er jemand von meiner Seite gerissen. Damals war es Jane Collins gewesen, die in seinem Namen gemordet hatte. Bei dem Gedanken daran, daß mit Suko das gleiche passieren könnte, fing ich an zu zittern, und über meinen Rücken rann eine Gänsehaut, die einmal kalt und dann wieder heiß war.

Eigentlich hatte ich mit Tommy Li zurückfahren wollen. Er jedoch hatte sich geweigert, er wollte nicht mit einem Aufpasser seinem Vater gegenübertreten. Das hätte so etwas wie eine Schwäche bedeutet. Er hatte vor, allein zu dem mächtigen Bandenboß zu gehen und sich vor ihm hinzustellen, um ihm alles zu erklären, und ihm auch zu sagen, daß er in seinem Haus nicht mehr leben konnte.

Tommy war kein Kind mehr, ich war nicht sein Vater und konnte demnach auch nicht über ihn bestimmen.

Nach einigen Minuten drückte ich den Wagenschlag auf und stieg mit müden Bewegungen aus. Meine Knochen taten mir weh, ich fühlte mich ausgehöhlt, und der dunkle Garagenboden kam mir vor wie ein Teppich, der Falten geworfen hatte.

Hinter meiner Stirn tuckerte es. Gedanken konnte ich so gut wie keine fassen. Wenn ich versuchte, über gewisse Dinge nachzudenken,

stand immer wieder die Truhe vor meinen! Augen und damit Sukos Bild. Sie war zum Yard geschafft worden, wo ich auch hinfahren würde, nachdem ich mich geduscht hatte.

Obwohl ich allein wohnte, kamen mir meine eigenen vier Wände irgendwie leer vor.

Da war nichts mehr. Ich hatte den Eindruck, ins Leere zu gehen. Meine Bewegungen glichen denen eines Automaten, und als ich die Kühlschranktür öffnete, um meinen Durst mit einem Schluck Saft zu löschen und auch, um den schlechten Geschmack aus dem Mund zu bekommen, da hatte ich das Gefühl, als wäre es eine fremde Person, die dies alles tat und nicht ich selbst.

Ich trank aus der Flasche. Wanderte durch die schmale Küche, dachte wieder an die Vergangenheit und an die Brutalität, mit der Asmodis zugeschlagen hatte.

Wie sollte - wie konnte es weitergehen? Welche Chancen bestanden für mich?

Ich rechnete hin und her, ich drehte und wendete es, aber ich kam zu keinem Ergebnis.

Es war wie verhext!

Ich stellte die leere Flasche weg und machte mich auf den Weg zum Bad. Ich war verdreckt, verschwitzt, roch nach Schweiß, Grab und Staub und freute mich auf eine Dusche.

Die Strahlen taten gut. Als ich mich eingeseift hatte und sie auf mich niederprasseln ließ, da überkam mich der Eindruck, als würde ich eine zweite Haut abstreifen. Die Haut, die sich während des letzten Falls gebildet hatte.

Ich machte mir etwas vor, denn dieser Fall ging weiter. Er stand erst am Beginn.

Bevor ich ins Bad gegangen war, hatte ich in der Küche die Kaffeemaschine angestellt. Die Brühe war dick geworden, das sollte sie auch sein, irgend etwas mußte mich ja munter machen, und Tabletten nahm ich auf keinen Fall. Bisher hatte ich es geschafft, trotz eines stressigen Jobs auch ohne sie auszukommen.

Ich trocknete mich mit langsamen Bewegungen ab. Die Dusche hatte mir gutgetan und etwas von der morgendlichen Frische gebracht. Dennoch war ich so müde, daß es keinen Sinn für mich hatte, schon jetzt ins Büro zu fahren. Ich wollte mich hinlegen und die Augen für eine halbe Stunde schließen.

Eingewickelt in das, Badetuch ließ ich mich aufs Bett fallen, schaute noch kurz hoch gegen die Decke, die zu einem grauweißen Meer wurde, das mich schließlich verschlang.

Es war der Schlaf, der mich in die Tiefe riß.

Nach dreißig Minuten hatte ich aufwachen wollen. Als ich dann erwachte, stellte ich mit Schrecken fest, daß ich mehr als die doppelte

Zeit geschlafen hatte.

Ich schnellte hoch, spürte einen leichten Schwindel, machte ein paar gymnastische Übungen, fühlte mich zwar nicht topfit, aber besser als vor dem Schlaf.

Der Kaffee war noch heiß.

Drei Tassen trank ich nach dem Anziehen, aß eine Scheibe Brot und griff dann zum Telefon.

Ich rief im Büro an, wo mir Glenda sagte, daß man bereits auf mich wartete.

»Das habe ich mir gedacht. Aber ich brauchte etwas Ruhe. Gibt es etwas Neues?« Ich gab meiner Stimme einen hoffnungsvollen Klang.

»Von Suko vielleicht?«

»Nein, John, nichts.«

»Verdammt auch!«

»Sir James hat mich eingeweiht, John…«, Glenda sprach. Sie hatte Mühe, ihre Tonlage zu halten und die Stimme nicht versickern zu lassen.

Ich wußte ja, wie sie zu Suko stand. Auch sie zählte zu seinen dicksten Freunden, und nun so etwas. Sie holte Luft, bevor sie fragte: »Ist es denn wirklich so schlimm, John? Stimmt alles?«

»Ja, es ist so schlimm. Der Teufel hat uns einen grausamgenialen Streich gespielt.«

»Wie denn?«

Ich trank Kaffee und sagte: »Durch eine neue Waffe, durch ein Seelenschwert.«

»Da komme ich nicht mit.«

»Ich auch nicht, Glenda. Wichtig ist nur, daß wir die Truhe haben. Ist noch alles in Ordnung mit ihr?«

»Soviel ich weiß, schon.«

»Gut. Ich werde dann losfahren.«

Noch eine Tasse trank ich, dann wurde es für mich Zeit. Ich streifte meine Jacke über, ein dünnes Ding aus Leinen, und nahm auch Sukos Waffen mit. So beladen war ich nie gewesen, aber sollte er erscheinen und wieder normal werden, dann würde ich ihm seine Waffen als Beweis des Vertrauens zurückgeben.

Ich verließ die Wohnung. Noch im Lift gähnte ich. Später im Auto auch, denn diesmal zog sich die Fahrt wieder endlos hin. Staus, Sonne und Wärme.

Meine Augen brannten, ich spürte auch einen leichten Druck.

Glenda wartete auf mich und erklärte sofort, daß Sir James nach mir gerufen hatte.

»Eilt es?«

»Ich glaube schon.«

»Dann hätte er mich im Wagen anrufen können.«

»So schlimm ist es wohl nicht. Es geht auch nicht um Suko, sondern um einen Anrufer, der mit Tommy Li zu tun haben muß. So genau bekam ich das nicht mit.«

»Gut, ich werde mal schauen.«

Im Büro wartete Sir James bereits. Sein Gesicht sah ernst aus. Die Augen hinter den Brillengläsern wirkten noch größer. Auch für ihn war es nicht leicht, den Schicksalsschlag zu verkraften. »Bevor Sie nach Suko fragen, John, wir haben die Truhe hergebracht. Sie steht in einem der atombombensicheren Kellerräume.«

»Das ist gut.«

Sir James räusperte sich. »Nun zu einem anderen Thema, mit dem der Fall begann.«

»Li Choung?«

»Ja, er und sein Sohn.«

Ich hob die Schultern. »Tommy Li wollte nicht mit mir nach London fahren. Ich habe versucht, ihn zu überreden, aber er war der Meinung, daß er die folgenden Ereignisse allein durchstehen müßte. Auf keinen Fall wollte er das Erbe seines Vaters antreten, das heißt, keinen verbrecherischen Weg einschreiten.«

»Das ist schon positiv«, bemerkte Sir James.

»Sicher. Aber was bleibt uns dann?«

»Vier Tote!«

Sir James hatte die Antwort gegeben, ohne seine Stimme zu erheben.

Sie war einfach so dahingesagt worden, aber sie traf mich mit der Wucht eines Donnerschlags, obwohl ich noch damit rechnete, mich verhört zu haben. »Wie war das, Sir?«

»Vier Tote!« wiederholte er.

»Wo denn?«

Sir James lehnte sich zurück und rückte seine Brille zurecht. »Ich kann es Ihnen nur so sagen, wie man es mir berichtet hat. Die Toten zählten zu Li Choungs Männern.«

»Und wer hat sie umgebracht?«

Sir James senkte den Blick. Er hatte die Arme mit dem Ellenbogen auf die Schreibtischplatte gestützt, führte seine Hände jetzt zusammen und legte sie übereinander. Ich bekam sogar mit, daß seine Fingerspitzen zitterten, was bei ihm sehr selten war.

Irgend etwas hatte ihn schwer erschüttert.

»Sir…«

»Ja, ja, schon gut, John. Ich wollte Sie durch meine Art nur auf etwas vorbereiten.«

»Man kennt den Mörder?«

»Zumindest der alte Li Choung ist davon überzeugt. Aber wir kennen ihn leider auch, John.«

»Verdammt, wer ist es denn?«

»Suko!«

Sir James hatte den Namen meines Freundes nicht leise und auch nicht laut ausgesprochen, aber in einem derartigen Tonfall, daß er mir unter die Haut ging.

Ich fühlte mich, wie von Messern attackiert, ich bekam eine Gänsehaut, die sich festfraß. In meinem Magen setzte sich ein dicker Klumpen fest, und das Atmen fiel mir schwer.

Dann fragte ich: »Tatsächlich Suko?«

»Ja.«

»Und das weiß Li Choung genau? Er kennt ihn - oder?«

»Sicher, John, das wissen Sie ebensogut wie ich. Wir sollten uns beide da nichts vormachen. Suko erschien in der letzten Nacht, nachdem ich mit Li Choung telefoniert und ihm berichtete, daß wir seinen Sohn gefunden hätten. Er brachte etwas Unmögliches fertig, wenn man Li Choungs Worten Glauben schenken darf. Er konnte das Gelände eines Gartens betreten, das bewacht war, und glauben Sie mir, die Männer dieses Triaden-Bosses sind gut ausgerüstet. Vier Wärter starben, ein fünfter, Li Choungs persönlicher Leibwächter, stellte den Eindringling schließlich. Er kämpfte auch gegen ihn. So wie ich den alten Chinesen verstanden habe, hätte er ihn auch verletzen müssen, aber seine Wurfsterne und sein Messer trafen nicht, obgleich Suko vor ihm stand. Die Waffen waren bei ihm wirkungslos, er reagierte überhaupt nicht auf die Treffer.«

Sir James schwieg, ließ mir Zeit zum Nachdenken. »Das will mir nicht in den Kopf, Sir, das ist Wahnsinn«, sagte ich.

»Leider nein.«

Ich unterstrich meine nächsten Worte mit bestimmten Handbewegungen.

»Und dieser Leibwächter hat ihn tatsächlich mit seinen Waffen erwischt, ohne daß ihm etwas passierte?«

»So ist es.«

»Welchen Grund gab man denn an?«

»Das ist unser Problem. Der Leibwächter war der Meinung, daß er einen Geist vor sich hatte. Aber keinen normalen Geist, sondern eine Gestalt, die mehr ins Dämonische hineingeht. Jemand, der stofflich ist und doch feinstofflich werden kann, wenn Sie verstehen.«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Sir James lehnte sich zurück und atmete tief durch.

»Ich komme nicht mehr damit zurecht, John. Da muß jemand verdammt stark sein, wenn das alles zutrifft, was man uns gesagt hat.«

»Der Teufel.«

»Das ist nicht alles.«

»Nein, Sir. Aber er hat zu einer neuen List gegriffen. Er besitzt das Seelenschwert. Ich hätte Suko doch, in zwei Hälften geschlagen, in

dem Sarg finden müssen. Und was sah ich tatsächlich? Der Deckel war hochgeklappt worden, seine Innenseite bestand aus einem Spiegel, in dessen Fläche ich Suko als Kind sah. Nicht als einen normalen Mann, nein, als Kind.«

Mein Chef schwieg. Auch ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Wir beide - und ich besonders - waren schon mit vielen schlimmen Dingen konfrontiert worden. Ich hatte Fälle erlebt, bei denen der menschliche Verstand aussetzte, die rational gar nicht mehr zu erfassen waren, aber dieser neue Fall setzte allem bisher Dagewesenen die Krone auf. Das war für uns einfach unerklärlich, und wir waren gezwungen, die Regeln der Hölle zu akzeptieren.

Neben dem Wasserglas stand eine Flasche, die noch halb gefüllt war.

Ich nahm sie an mich und trank einen Schluck. Den mußte ich jetzt einfach haben.

Erst dann konnte ich sprechen und versuchte, die Emotionen zur Seite zu schieben. Ich sprach Sir James auf die kriminalistische Seite des Falls an.

»Gehen wir einmal davon aus, daß Li Choungs Bericht hundertprozentig stimmt, dann frage ich mich trotzdem, was Suko dazu getrieben haben könnte, diese vier Morde zu begehen. Warum ist er bei dem Triadenboß erschienen und hat vier Tote hinterlassen? Er tut nichts ohne Motiv, er muß weitere Pläne verfolgen.«

»Er oder der Teufel, John?«

»Das weiß ich noch nicht.« Ich schaute zur Seite und auf den zweiten Stuhl, der jetzt leer war. Sonst hatte Suko darauf gesessen. Um so bitterer stieg die Erinnerung wieder in mir hoch.

Sir James hatte meine Gedanken erraten und schlug mir vor, nicht in eine schwermütige Nostalgie zu verfallen.

»Keine Sorge, Sir, ich werde schon wieder den Punkt erreichen, wo ich anfangen kann zu kämpfen.«

»Das ist gut. Wir können den Fall von zwei Seiten angehen. Einmal uns um die Truhe kümmern, zum anderen Li Choung einen Besuch abstatten und dort versuchen, mehr über Sukos Schicksal herauszubekommen.«

»Er wird nichts wissen.«

»Möglicherweise sein Sohn.«

Ich war überrascht. »Wieso, Sir? Ist der denn bei ihm? Tommy Li erzählte mir, daß er zu seinem Vater nicht mehr zurückkehren würde.«

Der Superintendent verzog die Lippen. »Vielleicht ist er zu Hause, um zu packen. Ich könnte mir vorstellen, daß Ihnen Tommy Li etwas verschwiegen hat. Nicht einmal bewußt, das will ich ihm nicht unterstellen, aber Sie sollten bei ihm in die Tiefe gehen. Er ist ja voll und ganz auf dem Trip gewesen, hatte sich in eine Tote verliebt und

wird auch dem Teufel positiv gegenüberstehen. Eventuell gelingt es Ihnen, bei ihm alte Kontakte zu erwecken.«

»Das wäre eine Chance.«

»Die wir als zweite wahrnehmen werden. Es sei denn, Sie haben andere Pläne, John.«

»Nein, Sir, das nicht. Ich will mich mit der Truhe beschäftigen. Ich will versuchen, ihr Geheimnis zu ergründen. Nach wie vor bin ich der Ansicht, daß dieser Spiegel kein normaler ist, sondern möglicherweise der Weg in die Hölle.«

»Das könnte sein.« Er hob die Hände, kantete sie und ließ sie wieder fallen. »Nur möchte ich Sie nicht auch noch verlieren, John. Deshalb seien Sie bitte vorsichtig!«

»Darauf können Sie sich verlassen, Sir. Ich bin gewarnt. Suko war es nicht, er lief in die Falle des Teufels. Ich habe übrigens seine Waffen an mich genommen«, sagte ich und stand auf.

»Das ist gut.« Auch Sir James erhob sich. Er wollte mich zur Tür bringen. Etwas, das er selten tat.

Dort trafen wir auch zusammen. Sir James streckte mir die Hand entgegen, in die ich nicht einschlug, denn etwas hatte mich gewarnt.

Ein sehr leises Geräusch in meinem Rücken.

Ich hatte ein Lachen gehört.

Dann drehte ich mich um.

Auch Sir James tat es.

Zugleich sahen wir, wer in dem zweiten Stuhl seinen Platz gefunden hatte.

Es war Suko!

***

Wir reagierten überhaupt nicht, standen bewegungslos auf dem Fleck.

Aber ich merkte die Säure in meinem Magen, die allmählich in die Höhe stieg und sich als bitteres Sodbrennen in der Kehle festsetzte. Es war Suko, er sah aus wie immer, und keiner von uns glaubte an eine Halluzination.

Aber wie sah er aus!

Diese überheblichlässige Haltung paßte nicht zu ihm. Auch nicht das kalte Lächeln auf seinem Gesicht, das wie eingefroren wirkte und aussah, als würden dünne Eisschichten in seinen Hautfalten liegen.

Sein Gesicht war dunkler als sonst. Schatten lagen auf der Haut wie sehr dünnes, bläuliches Papier. Seine Augen glichen dunklen Teichen mit einer geheimnisvollen Tiefe, und seine Kleidung war eigentlich normal, obwohl sie mir düster vorkam.

Ich öffnete den Mund und stotterte den Namen meines Freundes. Sir James sagte nichts. Er war nur ununterbrochen dabei, über seine Stirn

zu wischen, aber der Schweiß wurde auch nicht weniger.

War Suko existent? War es nur ein Geist? Li Choungs Leibwächter hatte ihn als solchen angesehen, was ich mir schlecht vorstellen konnte. Saß der Beweis nun vor mir?

Ich mußte die Bestätigung haben, griff unter meine Jacke und ging das volle Risiko bewußt ein, als ich Sukos Beretta hervorholte und den erschreckten Blick meines Chefs sah, der mit meiner Beweisführung bestimmt nicht einverstanden war.

»Deine Waffe, Suko!«

Ich warf sie ihm zu.

Er hätte reagieren müssen, er tat es nicht. Die Waffe erreichte ihn, huschte hindurch und schlug gegen die Innenseite der Rückenlehne, von der sie abprallte und auf der Sitzfläche liegenblieb, ohne noch bewegt zu werden.

Aber Suko saß dort.

Nein, es war nicht Suko. Es war eine Projektion, es war sein Astralleib, wobei ich mich weigerte, von einem zweiten Ich zu sprechen, denn das wäre bei meinem Freund auf keinen Fall negativ gewesen.

Er rührte sich nicht, hielt aber den Blick starr auf uns gerichtet, als wollten uns seine Augen eine Botschaft übermitteln. Ich hatte einen Versuch gestartet, der schiefgelaufen war. Ich konnte natürlich noch eine Stufe höhergehen und es mit dem Kreuz versuchen. Möglicherweise brach dann die Magie zusammen.

Soweit kam es nicht. Kaum hatte ich meinen Arm um einige Zentimeter erhoben, da meldete sich der Geist. Und er sprach mit einer natürlichen Stimme, mit Sukos Stimme.

»Ich würde es so belassen. Kommt mir nicht ins Gehege. Dies ist ein Ratschlag. Aber ich kenne dich, John. Du willst es versuchen, du wirst nicht lockerlassen, du willst mich retten.« Er lachte scharf. »Denke aber daran, daß ich nicht gerettet werden will. Mir geht es nicht schlecht, deshalb brauche ich auch keinen Retter.«

»Ich…«

»Nein, John, nein.« Er schüttelte den Kopf und lenkte mich damit von einer anderen Bewegung ab, denn er nahm plötzlich die Waffe an sich, die ich ihm zugeworfen hatte.

Ein Geist hielt eine Waffe, das wollte mir nicht in den Kopf, denn Stoff und Feinstofflichkeit passen nicht zueinander. Sie sind verschieden wie Feuer und Wasser.

Wieso konnte er es: Sein Lächeln wurde maskenhaft.

Und dann schoß er.

Ich hatte mich zur Seite geworfen, hörte Sir James' lauten Ruf, zerrte meine Beretta hervor, sprang mit gezogener Pistole auf die Füße - und sah nichts mehr.

Nur einen leeren Stuhl, auf dem einmal mein Freund Suko gesessen hatte. Die Beretta war auch nicht mehr vorhanden, die hatte der Inspektor mitgenommen.
Ich kam mir vor wie jemand, den man bis zur Brust in Eiswasser gestellt hatte.
So ähnlich mußte auch Sir James denken, denn er rührte sich ebenfalls nicht vom Fleck. Es war nur zu hören, wie er schnaufend Luft holte und bleich wie kaltes Rinderfett geworden war.
Ein leerer Stuhl ohne Geist aber es war ein Schuß gefallen, wir hatten uns nicht getäuscht.
Ich drehte mich nach links.
Der Einschlag der Kugel war einfach nicht zu übersehen. Dicht neben dem rechten Türpfosten war das Geschoß in die Wand geschlagen und hatte dort ein Loch hinterlassen. Es sah so aus, als hätte jemand seinen Daumen mit aller Kraft in den Putz hineingedrückt.
Ich konnte nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, ob Suko genau auf mich gezielt hatte, aber in Brusthöhe war die Kugel schon abgefeuert worden.
Im Nachhinein bekam ich Zitterknie, und auch mein Chef ging nicht eben mit starken und sicheren Bewegungen zu seinem Schreibtisch, wo er sich niederließ.
»Das war nicht gut«, flüsterte er. »Das war, verdammt noch mal, nicht gut.«
»Stimmt, Sir.«
Er stützte sein Kinn gegen den Handballen. »John, mal ehrlich. War das Suko?«
»Ich schätze schon.« Auch ich ließ mich nieder, nahm aber nicht den Stuhl, auf dem Suko gesessen hatte.
»Und ich gab ihm noch seine Beretta zurück.«
»Vergessen Sie es. Er hätte sich immer eine Waffe besorgen können. Aber er muß es gewesen sein oder zumindest ein Teil von ihm, wenn ich das recht sehe.«
»Wie meinen Sie das, Sir?«
»Eine Hälfte«, murmelte der Superintendent bitter. »Ich denke an das Bild, das Sie im Spiegel gesehen haben, John. Da glaubten Sie, Suko als Kind erkannt zu haben.«
»Stimmt.«
»Wenn ich den Faden weiterspinne«, sprach er mehr zu sich selbst als zu mir, »könnte ich mir sogar vorstellen, daß es dieses ungewöhnliche Seelenschwert geschafft hat, Suko nicht nur in zwei Hälften zu teilen, sondern gleichzeitig in zwei Existenzen. Verstehen Sie jetzt, was ich damit andeuten will?«
»Eine kühne Theorie, Sir?«
Er schaute über die Ränder seiner Brille hinweg. »Ist sie denn zu

kühn für Ihren Geschmack?«

»Nein, eigentlich nicht«, erwiderte ich nach etwas längerem Nachdenken. »Ich glaube nicht, daß sie zu kühn ist. Ich nehme eher an, daß sie der Wahrheit ziemlich nahe kommt.«

»Ja, das meine ich auch.«

»Aber es wird schwer sein, das zu beweisen. Suko lebt nicht mehr normal«, flüsterte ich vor mich hin. »Er ist dann durch das Seelenschwert geteilt worden. Auf der einen Seite sah ich ihn als Kind, als unschuldiges Wesen, sage ich bewußt übertrieben, auf, der anderen Seite erlebten wir ihn als böses Wesen, sogar als einen Mörder. Der Treffer mit dem Schwert hat demnach diese beiden Teile…« Ich schüttelte den Kopf und redete nicht mehr weiter, weil sich etwas in mir weigerte, diese Hypothese zu akzeptieren. Wenn das alles stimmte und wir nichts mehr tun konnten, dann war Sukos Zukunft dahin, dann existierte sie nicht mehr für ihn. Ich sah auch keine Chance, dies zu ändern. »Was tun?«

Ich hob die Schultern, als ich Sir James' Frage hörte. Ich kam mir vor wie in einer Sauna. Mir war heiß geworden, aber ich ging noch immer davon aus, daß wir uns die geheimnisvolle Truhe einmal näher anschauen sollten.

»Wenn Sie das Kreuz einsetzen, John, das ja sehr mächtig ist, könnten Sie in Gefahr laufen, die Magie der Truhe zu zerstören. Das wollte ich nur zu bedenken geben.«

»Ich weiß, Sir.«

»Ich werde auf jeden Fall mit Ihnen gehen. Es berührt auch mich, das geht einfach zu tief.«

»Kann ich verstehen, Sir.«

Der Superintendent stand sehr langsam auf, und er mußte sich dabei abstützen. Er schüttelte mehrere Male den Kopf, während ich gegen den zweiten Stuhl schaute, der mir so verdammt leer vorkam. Fast wünschte ich mir Suko zurück, auch in seinem jetzigen Zustand.

Mir gingen die Theorien meines Chefs nicht aus dem Kopf. Auch für mich waren es die einzigen Erklärungen, was das Seelenschwert anging.

Sonst hätte ich ja Suko im Sarg und in seinem Blut liegend vorfinden müssen.

»Lassen Sie uns gehen!«

Er verließ das Büro wie ein Mensch, der unter starken Depressionen leidet.

Mir erging es nicht anders. Ich kam mir vor, als hätte ich ein Stück meiner Selbst verloren.

In der letzten Zeit hatte es Suko hart getroffen, da brauchte ich nur an den Verlust seines Stabs zu denken. Und nun schien ein Schicksal vorgezeichnet zu sein, das dem einer Jane Collins ähnelte, obwohl

beide eigentlich nicht miteinander verglichen werden konnten.

Jane war eine Person geblieben, Suko aber hatte man geteilt. War es möglich, dies wieder zurückzuführen?

Wenn ja, möglicherweise mit dem Seelenschwert, aber das besaß der Teufel, und er würde es um keinen Preis der Welt hergeben.

Was tun?

Nichts, nur fahren.

Sich hinabgleiten lassen in den bombensicheren Raum, wo auch die Truhe stand.

Was würde uns dort erwarten?

***

Tommy Lis Widerstand war nicht gebrochen, als er vor seinem alten Vater stand, aber er machte nicht mehr den Eindruck eines Menschen, der unbedingt aufbegehren wollte. Er hatte sich die Rede seines Vaters angehört, die in der Feststellung gipfelte, daß es Tommy gewesen war, der das Böse ins Haus geholt hatte.

Das wollte er nicht akzeptieren.

»Nein, das habe ich nicht. Es war deine Schuld, Vater. Du bist derjenige gewesen, der mich knechten wollte, der es nicht zuließ, daß ich einen eigenen Weg einschlug.«

Der alte Mann saß, Tommy Li stand. Beide trennte der Schreibtisch, auf den Li Choung seine Hände gelegt und sie zu Fäusten geballt hatte.

Zwei Pflaster klebten auf seinen hageren Wangen, und in seinen Augen lag die kalte Wut wie zerbröckelte Eisstücke.

»Mein Sohn hat den Weg einzuschlagen, den sein Vater vorbestimmt hat. So war es, so ist es immer gewesen, über Generationen und Jahrhunderte hinweg.«

»Das muß sich mal ändern. Auch diese Welt hat sich geändert. Sie ist nicht so wie früher.«

»Für mich nicht.«

»Doch, Vater, auch für dich. Ich weiß, womit du dein Geld verdienst, und ich schäme mich dafür. Du bist ein Verbrecher, du bist ein Chef der Triaden, du bist nicht besser als ein Mafiacapo. Das alles habe ich hingenommen und gewartet, bis ich alt genug war, um über mich selbst entscheiden zu können.«

Der alte Mann war störrisch. Er schüttelte den Kopf. »Niemals wirst du über dich selbst entscheiden können, Tommy Li.«

»Doch!«

Der alte Mann blieb noch immer stur. Er schaute seinen Sohn an, und er mochte es nicht, wie er sich kleidete. Er trug verwaschene Jeans, ein ebenfalls wie farblos wirkendes Polohemd und einen Gürtel mit Silberbeschlägen.

»Es wäre alles gutgegangen, Tommy Li, wenn du nicht deinen

eigenen Weg gegangen wärst, denn allein durch dich ist das Grauen und das Böse in mein Haus eingekehrt.«

»Das war schon vorher da.«

»Nein.«

»Doch, das Böse bist du. Deine Bande sind böse. Sie haben Morde zu verantworten. Ich habe oft in der Nacht wachgelegen, weil mich mein Gewissen quälte, und ich suchte nach Auswegen aus dieser Zwickmühle. Ich habe es letztendlich geschafft und mich der Gruppe von Gleichgesonnenen angeschlossen.«

»Du hast Schiffbruch erlitten.«

»Nur durch dich. Denn du hast mir den Bullen auf den Hals geschickt, der mich zurückholen sollte. Das muß man sich mal vorstellen. Du, als Verbrecher, paktierst mit einem Polizisten…«

»Es ging um dich, meinen Sohn.«

»Ich bin kein Chinese.«

»Aber du bist mein Sohn, auch wenn deine Mutter aus den Staaten stammte.«

»Mehr auch nicht.«

Li Choung schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch, bevor er sagte: »Die Geister einer anderen Welt sind aufgebrochen, um in die unserige hineinzugleiten. Denke darüber einmal nach, Tommy. Du hast die Probleme erst erschaffen.«

»Mit denen du nicht fertig wirst.«

»Ich gebe zu, daß es schwierig sein wird.«

»Das ist mir egal. Ich will nicht mehr hier sein. Ich werde ausziehen, heute noch.«

Li Choung starrte Tommy nur an, mehr tat er nicht. Aber dieser Blick reichte aus. Er war so kalt und gnadenlos, daß Tommy Li unter ihm erschauderte, und er spürte, wie sein Widerstand allmählich zusammenbrach. Langsam aber sicher bröckelte er ab.

»Nun?«

»Ich kann nicht bei euch bleiben. Es ist nicht mein Leben. Ihr müßt mich schon gefangenhalten.«

Der alte Mann holte tief Luft. Mit der rechten Hand gab er ein Zeichen.

Aus dem Hintergrund des Zimmers, wo er wie ein lauerndes Raubtier gewartet hatte, löste sich eine Gestalt.

Es war Sadre.

Er wußte, was er zu tun hatte, blieb dicht neben Tommy Li stehen und schaute auf dessen Vater.

Der junge Mann schauderte. Etwas rann kalt über seinen Rücken. Ein Schweißtropfen, der sich seine Bahn suchte. Es lag daran, daß ihm Sadre körperlich Furcht einflößte. Er mochte diesen Mann nicht, er hatte ihn noch nie gemocht.

Aber sein Vater vertraute ihm. Er wäre mehr der Sohn gewesen als Tommy. Auch jetzt bestätigte er durch seine Worte dies wieder. »Du wirst an Tommys Seite bleiben, Sadre. Ich möchte, daß er auch sieht, was er angerichtet hat.«

»Es wird alles zu deiner Zufriedenheit erledigt werden, Meister.«

Tommy Li begehrte auf. »Verdammt, hier geht es um mich. Darf ich mal wissen, was hier gespielt wird und was man mir zeigen will? Das ist Erpressung.«

»Du gehst mit ihm, Tommy!«

»Nein, ich…« Er wollte zur Seite gehen, aber Sadre war schneller. Die Bewegung bekam Tommy nicht einmal im Ansatz mit. Da hatte der andere schon zugegriffen und sein linkes Handgelenk umklammert. Er hielt es so hart fest, daß Tommy sich nicht lösen konnte.

»Du sollst sehen, was du angerichtet hast«, erklärte ihm sein Vater. »Es ist schlimm genug. Ein anderer als du hätte es nicht überlebt, das sage ich dir.«

Man hatte Tommy Li nicht über die Vorgänge der vergangenen Nacht informiert. Er wußte nichts, gar nichts, aber er spürte das Kribbeln im Bauch, das immer dann entstand, wenn ihn etwas Schlimmes erwartete.

»Wenn du es gesehen hast, wirst du auch begreifen, daß du keinen anderen Weg mehr gehen kannst«, erklärte ihm der alte Chinese.

»Abwarten.«

»Geht.«

Tommy wurde von Sadre abgeführt wie ein Verbrecher. Diesen Mann an seiner Seite zu wissen, war ihm mehr als unangenehm. Eher schon unheimlich, denn Sadre, der Mann aus Sumatra, war das, was man als eine lebende Kampfmaschine bezeichnete. Li Choung hatte er Treue bis in den Tod geschworen, und das waren bei ihm keine leeren Worte.

Das Haus war vollständig unterkellert worden. Man konnte die unteren Räume über eine Treppe erreichen, aber auch den Lift nehmen, für den sich Sadre entschied. Vor der eloxierten Tür blieb er stehen und berührte die Sensortaste.

Die Kabine war schnell da.

Wie ein Maul öffneten sich die Türhälften und gaben den Weg frei. Tommy Li mußte vorangehen, Sadre folgte ihm mit einem gleitenden Schritt und wartete darauf, daß sich die Türen schlössen. Kalt schaute er Tommy an, der sich mit dem Rücken gegen eine Wand drückte und das Gefühl hatte, von einem Eisklotz beobachtet zu werden.

Der Lift sackte in die Tiefe.

Sehr schnell und sanft, man spürte es kaum. Schon öffneten sich wieder die Türen und gaben den Blick auf einen betonierten Gang frei. Einige Türen lockerten das Grau der Wände auf. Sie führten zu den

verschiedenen Räumen, unter anderem auch zu der ständig besetzten Überwachungsanlage mit den zahlreichen Monitoren.

Das war nicht ihr Ziel.

Sie gingen weiter, bis sie eine Tür erreichten, die in den düsteren Bereich des Kellers führte.

Sadre öffnete sie mit einem besonderen Schlüssel. Bisher hatte er kein Wort mit Tommy Li gesprochen, und er blieb auch stumm, als beide den Raum betraten.

Er war ein großes, düsteres Loch mit dunklen Wänden, auf denen die Feuchtigkeit bräunlich schimmerte.

Sadre machte Licht. Und im selben Augenblick sah Tommy Li vier Tote!

Sie lagen aufgereiht nebeneinander, wie ein schauriges, makabres Stilleben, und der junge Mann spürte den mächtigen Druck einer unsichtbaren Faust in seinem Magen.

Er würgte, aber er tat es lautlos und konnte seinen Ekel wieder schlucken.

»Komm her, Tommy!« Sadre winkte ihm mit dem linken Zeigefinger.

Tommy wußte genau, daß es keinen Sinn hatte, sich gegen die Aufforderung des Mannes zu stellen. Mit schlurfenden Schritten bewegte er sich auf den Mann zu.

Sadre stand so, daß er direkt auf die vier Leichen schauen konnte. Er sah jede Einzelheit und schaute Tommy kurz von der Seite an, um sich davon zu überzeugen, daß er seine Augen auch nicht geschlossen hielt.

»Sie starben in der Nacht, Tommy.«

»Na und?«

»Ihr Mörder kam und tötete sie lautlos. Er war kein Mensch, er war das Böse in menschlicher Form. Er ist aus einer anderen Welt geschickt worden. Ein mächtiger Dämon muß ihm Rückendeckung gegeben haben. In seinem Auftrag hat er gehandelt.«

Tommy nickte. Er rang nach Worten. »Aber was kann ich denn dazu?«

»Du bist den Weg gegangen, wie dein Vater es schon so richtig sagte. Es war der falsche Weg, denn durch dich ist der Polizist, den wir dir nachschickten, in den Kreislauf des Bösen hineingeraten. Er hat sich aus ihm gelöst, er kam zu uns, und er ist es gewesen, der die vier Toten hinterlassen hat. Schau genau hin, dann wirst du auch erkennen können, wie er sie umbrachte.«

Tommy Li wollte es nicht, aber der andere zwang ihn förmlich durch seinen Blick dazu.

Sehr deutlich waren die dunklen Streifen an den Hälsen der Toten zu erkennen.

Tommy wurde noch bleicher. Man hatte den Männern die Kehle

durchgeschnitten.

Plötzlich überkam ihn eine kalte Furcht, aber er dachte gleichzeitig daran, daß er auch diesem Sinclair gedroht hatte, ihn umzubringen und ihn sogar attackiert hatte. So wäre er auch zum Mörder geworden, nur um mit seiner Geliebten Joanna zusammen sein zu können.

»Reicht das?«

»Ja.«

»Es ist indirekt deine Schuld. Dein Vater will, daß du wieder etwas davon gutmachst. Du aber wolltest einen anderen Weg einschlagen, das hassen wir, das werden wir nicht zulassen. Du bist und bleibst mit der Familie eng verbunden.«

Tommy leckte über seine trockenen Lippen. Er dachte über alles nach, seine Gedanken rasten und konzentrierten sich schließlich auf einen Punkt.

»Warum nur?« flüsterte er. »Was ist der Grund für diese Taten gewesen? Weshalb…?«

»Das wissen wir nicht. Vielleicht kann er es uns sagen, wenn er zurückkehrt.«

»Der Killer?«

»Ja. Wir glauben nicht, daß er seine Aufgabe schon erledigt hat. Sein Job war blutig und wird auch blutig weitergeführt werden, darauf kannst du dich verlassen.«

Tommy schluckte, drehte sich ab und lief zur Tür. Er war froh, als er im Gang stand, wieder durchatmen konnte und seine Übelkeit allmählich verschwand.

Sadre folgte ihm langsamer. Er betrachtete den jungen Mann, der sich gegen die kalte Wand gedrückt hatte und dachte daran, daß Tommy nie ein Nachfolger seines Vaters werden konnte. Er besaß nicht einmal ein Drittel vom Format eines Li Choung.

»Wir werden wieder hochfahren. Komm mit.«

»Und dann?«

»Gehen wir zu deinem Vater.«

Der alte Mann hatte schon auf sie gewartet. Diesmal saß er nicht hinter seinem Schreibtisch, sondern stand am Fenster, schaute in seinen Garten und drehte sich auch nicht um, als er eine bestimmte Frage stellte. »Hast du gesehen, was du angerichtet hast, Tommy?«

Obwohl ihm nicht danach zumute war, mußte er einfach lachen. »Ich angerichtet?«

»Ja, du.«

»Ich habe keinen dieser Leute umgebracht.«

Li Choung drehte sich. »Da hast du sogar recht. Du hast sie nicht mit deinen eigenen Händen getötet, aber du bist derjenige, auf den sich alles zurückführen läßt. Allein durch dich sind wir in derartige

Schwierigkeiten geraten. Ich kann es einfach nicht zulassen, daß du dich drückst und mein Haus verläßt. Du wirst alles mit uns zusammen durchstehen. Dieser Mensch, der meine vier Leute ermordet hat, ist Suko gewesen, John Sinclairs Freund. Ich weiß, daß er zurückkehren wird, denn er verfolgt seine eigenen Pläne, in die er uns mit einschließt. Und deshalb wirst du auch bei uns bleiben.«

Tommy Li hatte die Worte genau gehört. Mit einer müden Bewegung wischte er eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Seine Haut glänzte, als wäre sie mit Öl eingerieben worden. Der Blick flackerte, die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Aber sein Widerstandswille war noch nicht gebrochen. So leicht ließ er sich nicht unterkriegen.

»Und wenn ich nein sage?« Er ärgerte sich selbst über das Zittern in seiner Stimme.

»Wirst du sterben!«

Tommy Li schrak zusammen. Sein Vater hatte diesen einen Satz so locker dahingesprochen, aber es lag eine ungemein starke Brisanz in diesen Worten.

Er hatte es todernst gemeint!

Tommy Li sagte nichts. Er konnte den Blick seines Vaters nicht mehr ertragen, schaute zur Seite und sah Sadre an, der ebenfalls nur eiskalt und unmenschlich war.

Li Choung sagte: »Er wird und kann dir nicht helfen. Er ist mir treu ergeben, und er wird es sein, der dich in den Tod schickt, sollte es denn soweit kommen.«

Sadre nickte nur.

Tommy bewegte seine Hände. Er hatte die Finger ineinander verschlungen, er atmete stoßweise, er wußte, daß er keine Chance mehr hatte, und er hob die Schultern.

»Du hast dich entschieden?« fragte sein Vater.

»Ja. Was geschieht, wenn ich hier bei euch bleibe?«

»Dann wirst du dich ihm stellen, wenn er zurückkehrt. Du kennst ihn doch, und du wirst versuchen, Suko auf unsere Seite zu ziehen. Ich will nicht, daß er gegen, sondern für uns arbeitet. Das ist alles, mehr verlangen wir nicht.«

»Aber ich kann…«

»Du kannst!« sagte Li Choung nur.

Da senkte Tommy den Kopf und nickte…

***

Eigentlich ist der Weg in die unterirdischen Geschosse des Yard Building ziemlich lang. Mir aber kam er kurz vor, denn irgendwie fürchtete ich mich auch davor, wieder vor diesem Sarg zu stehen und innerhalb des Spiegels den kindlichen Körper meines Freundes zu sehen. Das konnte ich einfach nicht in die Reihe bringen.

Dennoch ging die Zeit in diesem Fall zu schnell vorbei. Auch wenn sich in meinem Hirn zahlreiche Gedanken überschlugen und ich mir die schlimmsten Dinge ausmalte.

»Wissen die Conollys eigentlich Bescheid?« fragte ich.

Sir James, der vor mir ging, schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe Ihnen nichts gesagt. Warum?«

»Sir, ich will nicht den Teufel an die Wand malen, aber stellen Sie sich nur einmal vor, was geschieht, wenn es Suko einfällt, bei den Conollys zu erscheinen?«

Obwohl Sir James die Stahltür zu dem entsprechenden Raum schon vor sich sah, blieb er stehen und drehte sich um. »Wie kommen Sie auf diese Möglichkeit, John?«

»Ich habe nur nachgedacht.«

»Und nicht einmal schlecht.«

»Sie auch?«

»Ja.« Er drehte sich wieder um. Mit langsamen Schritten ging er weiter, und die Echos huschten über die kahlen Wände hinweg. »Suko ist eben unberechenbar geworden, John. Wir müssen wirklich mit dem Allerschlimmsten rechnen, aber wie, zum Henker, wollen Sie dies ändern?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sehen wir uns den Sarg an.« Sir James trug den passenden Schlüssel.

Er bückte sich und schob den flachen Gegenstand mit einer behutsamen Bewegung ins Schloß.

Zweimal drehte er ihn.

Ich war es, der die Tür aufschob, und ich betrat den dahinterliegenden Raum auch als erster. Ich kam mir zwar dabei nicht vor, als würde ich zu meiner eigenen Hinrichtung schreiten, aber sehr weit war ich davon nicht entfernt.

Der Raum bestand aus vier kahlen Wänden und einer ebenso kahlen Decke, an der ein aus Leuchtstoffröhren bestehendes Quadrat befestigt worden war.

Ein Gegenstand lenkte jeden Blick auf sich.

Es war die grüne Truhe!

Sie stand in der Mitte des kleinen Raumes, sie sah harmlos aus. Auch jetzt konnte beim ersten Hinsehen nicht erkannt werden, aus welch einem Material sie bestand. Sie besaß nicht einmal die Form eines Sarges, sondern die einer normalen Truhe.

Hinter uns fiel die Tür wieder zu. Ich hörte einen schwappenden Laut, dann waren Sir James und ich allein. Der Superintendent kam langsam auf mich zu.

»Hat sich an ihm etwas verändert?« fragte er.

»Nein, auf den ersten Blick nicht.«

Er schaute mich prüfend an, bevor er sich erkundigte: »Soll ich die

Truhe öffnen, oder wollen Sie es tun?«

Ich lächelte knapp. »Keine Sorge, Sir, das werde ich schon überleben. Ich bin den Anblick schließlich gewohnt.«

Der Superintendent legte die Stirn in Falten, während er sich der Truhe näherte. »Falls er sich noch gehalten hat«, schränkte er ein.

»Warum sollte er nicht?«

»Wissen Sie, John, welche Überraschungen die andere Seite noch bereithält?«

»Nein, aber wenn ich es wüßte, wäre es mir wohler.«

»Mir auch.«

Ich war vor der Truhe stehengeblieben und wollte wissen, ob Sir James das Bild schon einmal gesehen hatte.

»Nein, ich kenne es nur von Erzählungen.«

»Okay.« Ich räusperte mich. Wieder überkam mich dasselbe Gefühl wie in der Nähe des Camps. Ich merkte, wie sich mein Adrenalinspiegel veränderte, er schoß in die Höhe, und irgendwie hatte ich das Gefühl, als hätte sich etwas verändert.

Äußerlich nicht, dieses Gefühl besaß eine andere Basis. Mit der Truhe oder dem Sarg stimmte etwas nicht.

Ich hielt den Deckel umklammert.

»Machen Sie schon, John!« flüsterte Sir James.

Ich tat ihm den Gefallen.

Mit einem Ruck hob ich den Truhendeckel an. Ob sich die Kindsgestalt im Spiegel unter dem Deckel zeigte, war für mich uninteressant geworden. Ich sah auch nicht hin, weil mein Blick eben von dem abgelenkt wurde, was sich im Unterteil befand.

Es war Suko, der dort lag und mich böse angrinste.

Und er zielte mit der Beretta auf mich!

***

Ich zuckte zurück. Es war die einzige Chance, die mir blieb. So schnell wie möglich zu sein, und ich hatte dabei unbewußt einen Vorteil erlangt.

Beim Öffnen des Deckels hatte ich mich nicht zu weit vorgebeugt und für Suko keinen sehr günstigen Schußwinkel abgegeben.

Nur deshalb entging ich der Kugel!

Der peitschende Schuß der Beretta hörte sich zwischen diesen vier Wänden überlaut an. Die Echos donnerten auch in Sir James' Ohren, der nicht fassen konnte, was geschehen war, weil er sich zu weit von der Truhe entfernt aufhielt.

»Weg, Sir!« brüllte ich und rollte mich dabei über den Boden. Meine eigene Waffe hatte ich gezogen. Ich wartete darauf, daß Suko den Sarg verließ.

Das Unwahrscheinliche geschah. Er schnellte hoch, denn er wollte es

wissen.
Ich lag ziemlich günstig, etwa zwei Yard rechts von der Tür entfernt. Als er hochkam, sah es so aus, als würde ein Kaspar oder eine bewegliche Figur den Sarg verlassen. Seine Bewegungen stimmten nicht, sie wirkten abgehackt, und auch sein Körper kam mir vor wie ein glasiges Etwas. Er hielt die Beretta in der Rechten und konnte sich im ersten Augenblick nicht entscheiden, wen von uns beiden er unter Beschuß nehmen sollte.
Ich feuerte auf ihn!
Ja, ich feuerte auf meinen Freund Suko. Was ich sonst nicht einmal unter Zwang getan hätte, bereitete mir in diesem Fall überhaupt keine Probleme.
Die Kugel traf.
Sie raste in den Körper. Ich setzte eine zweite nach. Sukos Gestalt begann zu tanzen.
Wir hörten einen heulenden Schrei, und in dieses Geräusch hinein schickte ich die dritte Kugel.
Sie stieß ihn über den Truhenrand hinweg auf die andere Seite. Er riß noch die Arme hoch, dann kippte er und war meinen Blicken entschwunden.
Sir James wollte hinlaufen, meine peitschende Stimme aber hielt ihn zurück.
So wartete er ab.
Ich aber mußte mir Suko genauer anschauen. Jeden Augenblick rechnete ich damit, ihn wieder hinter der Truhe hervor hochschnellen zu sehen, doch das geschah nicht Mit beiden Händen, die Arme gestreckt, hielt ich meine Waffe, zielte dann vom schmalen Rand der Truhe her auf Suko und war bereit, ihm den Rest zu geben.
Es war nicht nötig!
Suko »schwamm« vor mir am Boden. Er war zu einem zuckenden Etwas geworden, das über den Boden huschte und eigentlich nur mehr einen Schatten in Menschengröße bildete, wobei genau dort, wo ihn meine drei Kugeln erwischt hatten, kleinere Explosionen stattfanden, die von Lichtblitzen begleitet wurden.
Der Schatten tanzte und wirbelte. Er hatte seine menschlichen Umrisse verloren. Manchmal sah er so aus, als wollte er sich regelrecht in den Boden hineinfressen, was aber nicht geschah. Dieses seltsame Schattenwesen huschte weiter und war auch dabei, sich zu verändern.
Es zog sich zusammen, wurde kleiner.
Wollte es verschwinden?
Ich schaute mit wachsender Spannung hin, hörte hinter mir die Schritte meines Chefs, der schließlich schwer atmend neben mir stehenblieb, ungläubig den Kopf schüttelte und fragte: »Wie ist… wie

ist das möglich? Wer hat…?«

»Es ist Suko!« Als ich die Worte aussprach, kannte ich meine eigene Stimme kaum wieder. »Und ich habe ihn vernichtet…« Die letzten Silben versickerten mir im Hals.

Mich packte der Schüttelfrost, denn erst jetzt, wo der Streß des schnellen Kampfes nachließ, wurde mir eigentlich bewußt, was ich da getan hatte.

»John, nehmen Sie Vernunft an.« Wie durch dicke Watte drang die Stimme meines Chefs an meine Ohren.

»Sie haben ihn nicht getötet, wirklich nicht.«

»Brauchen Sie noch mehr Beweise, Sir?«

»Das sind für mich keine Beweise, John. Sie haben eine Existenz vernichtet, ein Schattendasein.«

»Was ist daran anders?«

»Eine Existenz, eine schwarzmagische, John. Es war nicht der Suko, es ist ein fehlgeleitetes Etwas gewesen, auf das wir beide getroffen sind. Eine Schattengestalt der Hölle, die kein Recht hatte, noch länger zu existieren. Schauen Sie sich die Reste doch an. Glauben Sie noch immer daran, daß es Suko gewesen ist?«

Ich blickte hin.

Der Schatten war noch mehr geschrumpft, viel kleiner geworden, kompakter in der Mitte.

Und dort zeigte sich etwas.

Es war widerlich böse, es glühte vor Haß, es besaß eine Fratze, aus der uns die Macht des Satans entgegenströmte, die allerdings hier gebrochen worden war.

Ich sah in diesem Augenblick auch mehr ein Versprechen, daß der Teufel nicht aufgeben wollte.

Seine Fratze zog sich zurück. Sie zerriß, und es entstanden Schlieren, die über den Boden wischten.

Dann waren auch sie weg.

Verschwunden, als wären sie in den Boden hineingedrungen, und ein Rest von Schwefeldampfgeruch blieb zurück.

Ich atmete stoßweise. Noch immer dachte ich über die Worte meines Chefs nach.

Wer hatte nun recht? Er oder ich?

Ich spürte auf meiner linken Schulter seine Hand. Es sah aus, als wollte ein Vater dem Sohn Trost spenden. »Nun ja, John«, sagte er, »es war kein Angriff Ihres Freundes. Das hier kann sich der Teufel selbst auf die Fahne schreiben.«

»Wie so viele«, murmelte ich und rieb durch meine Augen, die sich gerötet hatten. »Es ist sehr seltsam, Sir, und kaum zu beschreiben. Da wird plötzlich aus Suko eine zweigeteilte Existenz. Eine haben wir vernichtet, die zweite wohl nicht. Jetzt stellen Sie sich vor, wir

würden auch die zweite vernichten. Was geschähe dann?«
»Ich weiß es nicht.«
»Oder haben wir jetzt schon für Suko Schicksal gespielt und eine Hälfte von seinem wahren Ich vernichtet? Stellen Sie sich mal vor, er würde wieder in seiner normalen Gestalt zurückkehren. Wie sähe er dann aus, Sir? Können Sie mir das sagen?«
»Nein.«
»Ich weiß es auch nicht«, flüsterte ich. »Jedenfalls hatte er Zugang zu seinem Sarg oder zur Truhe.« Ich wies gegen sie, deren Deckel wieder zugefallen war. »Er wollte uns töten, und ich gehe einfach davon aus, daß ihm der Teufel diesen Auftrag eingepflanzt hat. Aber ich denke auch ein Stück weiter, denn der Teufel wird dies ebenfalls tun. Was hätte er davon, wenn er nur mich vernichtet?«
»Viel«, sagte Sir James.
»Klar, das glaube ich Ihnen. Aber ich bin nur ein Teil des Teams. Da gibt es die Conollys und vor allen Dingen eine gewisse Jane Collins, die der Satan noch immer haßt, weil sie ihm damals wieder entwischt ist. Das dürfen wir nicht vergessen.«
Sir James sah plötzlich sehr nachdenklich aus. Meine Worte hatten einen wunden Punkt bei ihm getroffen.
»Sie denken an eine Warnung?«
»Ja, Sir.«
Der Superintendent nickte. »Obgleich eines noch wichtiger ist. Wir müssen einfach das Seelenschwert in die Hände bekommen. Erst dann werden wir die Kräfte…«
»Wie denn, Sir?« unterbrach ich ihn, »Soll ich dafür bis in die Hölle steigen?«
»Keine schlechte Idee.«
»Ja, und Sie zeigen mir den Eingang, Sir.« Ich war mittlerweile ziemlich sauer. Noch immer hatte ich keinen Blick in den Sarg werfen können. Ich mußte mich aber davon überzeugen, daß sich der Spiegel noch dort befand und mir sein Geheimnis offenbarte. Ich würde beim zweiten Versuch wohl nicht mehr angegriffen werden.
Sir James sagte nichts, als ich auf den Sarg zuging. Er kam mir nach, ging aber wesentlich langsamer, als hätte er Angst davor, einen Blick auf das Unmögliche zu werfen.
Dazu kam es wieder nicht.
Der Raum hier beinhaltete zwar nicht viele Gegenstände, aber ein Telefon gehörte dazu. Der Apparat hing an der Wand. Beim Yard mußte eben jeder telefonisch erreichbar sein, egal, wo er sich auch im Gebäude aufhielt.
Sir James ging hin, um abzuheben. Ich wartete im Hintergrund. Keiner von uns ahnte, daß es genau dieser Anruf war, der dem Fall eine neue Wende geben sollte…

***

Auch Glenda Perkins spürte einiges von der Mißstimmung, die sich ausgebreitet hatte. Sie wollte nicht behaupten, daß es eine schlechte Laune war oder eine Depression. Nein, es hing einfach mit diesem neuen Fall zusammen, durch den John Sinclair und Suko hatten gehen müssen wie durch eine Hölle.

Sie war nicht über Einzelheiten informiert worden, aber sie hockte lange genug im Vorzimmer, um sagen zu können, wann die Luft dick war und wann nicht.

Diese Luft war anders dick.

Es ging um Suko. Er war verschwunden, doch man hatte Glenda nicht genau darüber informiert, was tatsächlich mit ihm geschehen war. Es mußte mehr als nur eine simple Entführung gewesen sein. Die sehr ernsten Mienen des Superintendenten und des Geister Jägers hatten darauf schließen lassen.

Über London lag ein strahlender Sonnenschein. Der August langte wirklich voll zu. Er wollte noch einmal zeigen, wozu der Sommer fähig war. Viele Menschen waren in Urlaub gefahren, die Orte an der Küste platzten aus den Nähten, auch Glenda dachte darüber nach, ob sie sich für eine Woche irgendwo an den Strand verdrücken sollte.

Aber erst mußte hier alles normal werden.

Zäh und träge zogen sich die Morgenstunden dahin. Sie hatte einige Briefe geschrieben, auch eine Statistik ausgefüllt, aber sie war nie mit den Gedanken richtig bei ihrer Arbeit. Oft genug stand sie auf, trat ans Fenster und schaute in die Straßenschluchten, die das Yard Building umgaben.

Für sie war es ein völlig normaler, ein harmloser Tag. Einer wie hundert andere auch, und doch hatte sie das Gefühl, daß noch etwas passieren würde.

Sie konnte nicht einmal den genauen Grund nennen, das Gefühl war einfach vorhanden, es rann wie ein Prickeln durch ihren Körper, ohne allerdings angenehm zu wirken.

Was stimmte nicht?

War es eine Bedrohung, die sich langsam näherte, um aus dem Nichts zuschlagen zu können. Immer wieder dachte sie daran, und es fiel ihr schwer, sich auf die Arbeit zu konzentrieren.

Sie wußte, daß eine seltsame Truhe oder sogar ein Sarg hergeschafft worden war. Er stand jetzt in einem der einsamen Räume tief in den Kellern des Gebäudes. John und Sir James befanden sich bei ihm. Die beiden würden ihn untersuchen, und sie versprachen sich einiges davon.

Zumindest einen Hinweis auf den verschwundenen Suko.

Er war ja nicht einfach gekidnappt worden. Der Fall lag viel komplizierter.

Die Gegner hatten etwas mit ihm angestellt, über das John nicht direkt hatte sprechen wollen. Suko war unter einen starken Druck gesetzt worden, und es war fraglich, ob er diesem überhaupt standhalten konnte.

Selbst der Kaffee wollte ihr nicht schmecken, deshalb griff Glenda zur Wasserflasche, um den schlechten Geschmack aus dem Mund zu bekommen. Sie trank einige Schlucke, schaute gedankenverloren auf den kleinen Monitor des Computers, als könnte dieser ihr die Lösung präsentieren.

An diesem Tag hatte sie sich schlicht gekleidet. Eine weiße Leinenbluse ohne Ärmel, dazu eine gelbe Sommerjeans aus sehr dünnem Baumwollstoff, die sie im Ausverkauf erworben hatte und die eigentlich sehr teuer gewesen war.

Sie dachte wie jedes Jahr zur warmen Zeit daran, daß eine Klimaanlage gutgetan hätte. Aber die wurde nie eingebaut, es war vielleicht auch besser, der Temperaturwechsel tat eigentlich nie gut. Man konnte sich zu leicht erkälten.

Sie schaute auf die Uhr.

Mittlerweile ging es auf die Mittagszeit zu, wo Glenda immer eine Kleinigkeit zu sich nahm. An diesem Tag war das anders. Sie verspürte überhaupt keinen Hunger, und es lag an der inneren Aufregung, daß sie so unnatürlich reagierte.

Der Druck war einfach zu groß. Er hatte sich wie ein Ring um ihren Magen gelegt.

Ohne Suko war das Team zerrissen. Glenda hatte sich einfach zu sehr an die beiden Männer gewöhnt, die eine große Freundschaft verband.

Immer wieder hatte der eine oder andere in Lebensgefahr gesteckt, und immer wieder war es ihnen gelungen, aus diesen Fallen wieder hervorzukommen. Obwohl sie von diesem Fall nicht viel erfahren hatte, spürte sie doch, daß er irgendwo anders lag als die vorherigen. Da war der Druck viel größer geworden, und gleichzeitig war John ihr auch ziemlich deprimiert vorgekommen, wobei Sir James auch keinen anderen Eindruck machte. Etwas Großes, aber auch etwas Schreckliches war auf sie zugekommen.

Glendas Nervosität steigerte sich. Sie war drauf und dran, unten anzurufen und Fragen zu stellen, ließ es jedoch bleiben. Das hätten die beiden nur in den falschen Hals bekommen können.

Dafür erhielt sie einen Anruf.

Es freute sie, als sich das Telefon meldete, sie atmete tief durch und kam sich selbst erlöst vor. Mit zwei Schritten hatte sie den Schreibtisch erreicht, nahm noch im Stehen den Hörer auf und meldete sich mit ihrem Namen.

»Ah, da bin ich ja richtig. Hier ist Hurtler vom Empfang.«

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Hurtler?«

Der Mann lachte. »Da möchte Sie jemand sprechen. Das heißt, eigentlich nicht Sie, sondern John Sinclair und…«

»Wer ist es?«

»Ein… ein Junge.«

»Kennt er mich?«

»Weiß ich nicht. Er will, zu Mr. Sinclair.«

Glenda runzelte die Stirn. Das paßte ihr überhaupt nicht, denn sie verfolgte andere Pläne. Sie wollte in Ruhe später mit dem Geister Jäger über dessen Probleme reden, aber der Mann vom Empfang ließ ebensowenig locker wie der Junge, und das sagte er Glenda Perkins sehr deutlich.

»Der läßt sich nicht abweisen.«

Glenda stöhnte auf und legte die Stirn in Falten. »Okay«, sagte sie, »dann bringen Sie den jungen Mann mal hoch.«

»Gut, danke, Miß Perkins.«

Die dunkelhaarige Sekretärin sank auf ihren Schreibtischstuhl zurück.

Mit einer Hand fuhr sie durch das dichte Haar und drückte die Flut nach hinten. Sie wußte nicht, was sie mit einem halbwüchsigen Jungen anfangen sollte, und sie konnte sich auch nicht vorstellen, was er von John Sinclair wollte.

Ob das ein Trick war?

Wenn ja, würde ihn Glenda sehr schnell durchschauen. Aber das alles war eigentlich nicht wichtig. Ihre Gedanken drehten sich einzig und allein um die beiden Personen im Keller. Was würden sie dort finden? Welches Geheimnis verbarg die Truhe, die ebenfalls unter sehr geheimnisvollen Umständen ins Haus geschafft worden war?

Es klopfte.

»Come in…« Glenda erhob sich. Gleichzeitig wurde die Tür aufgestoßen.

Tatsächlich trat ein Junge über die Schwelle. Glenda konnte nicht genau sagen, wie alt er war. Sie schätzte ihn auf zwölf Jahre, älter war er auf keinen Fall.

Der Junge trug eine ungewöhnliche Kleidung. Jedenfalls für die Augen von Europäern. Ein Gewand, mehr eine Kutte, die aus gelbem Stoff bestand.

Sein Kopf war kahl geschoren worden, nicht ein Haar wuchs mehr auf der blanken Schädelplatte.

Glenda runzelte die Stirn. Sie konnte sich vorstellen, daß der Junge sich in der Adresse geirrt hatte.

»Das ist er, Miß Perkins.«

»Danke.«

Der Kollege beugte sich zu dem Jungen herab. »So, jetzt hast du deinen Willen. Hier arbeitet John Sinclair.«

Er nickte nur.
Der Mann grüßte noch einmal und zog sich zurück. Leise schloß er die Tür hinter sich.
Glenda rang sich ein Lächeln ab. Sie wußte nicht so recht, was sie mit ihrem Besucher anfangen sollte. Sie schluckte einige Male und erkundigte sich dann, ob sie ihm etwas zu trinken anbieten sollte.
Der Junge schaute sie nur an.
Glenda wiederholte ihren Vorschlag, bekam auch eine Antwort, die sie nicht verstand, und da wurde ihr klar, daß der Junge sie ebenfalls nicht verstanden hatte.
Sie hatten sich in verschiedenen Sprachen angeredet, was Glenda erst jetzt klargeworden war.
»Sorry.« Sie schüttelte den Kopf. »Manchmal schaltet man eben nicht so schnell.«
Der Junge lächelte.
Er blickte Glenda an, sie schaute ihm ins Gesicht. Es war ein gegenseitiges Taxieren, ein Forschen, ein Schauen, ein Prüfen, es war einfach alles.
Allmählich aber begann Glendas Hirn zu arbeiten. Irgendwo kristallisierte sich ein Verdacht hervor. Es war wie ein kleiner Ballon, der immer mehr Luft bekam, aufgepumpt wurde, sich ausbreitete, so daß Gedanken hinzukamen, die sich allmählich zu einem großen Wissen formierten.
Das Wissen entsprach gleichzeitig einer gewissen Erkenntnis, und auf einmal wußte sie es.
Ihr Herz schlug wild, es glich schon einem Trommeln. Sie sah, wie die Gestalt des Jungen für einen Moment vor ihren Augen verschwand, wie sie zu einem Schatten wurde, der sich einmal nach links und dann wieder nach rechts bewegte.
Plötzlich sah sie ihn doppelt, und sie wischte über ihre Augen, um ihn wieder normal sehen zu können.
Himmel, das war…
Sie wollte es nicht glauben, sie atmete heftig, sie fing an zu stöhnen und preßte ihre Hand gegen die Kehle. Es sah so aus, als wollte sie die endgültige Erkenntnis unterdrücken.
Langsam ging sie zurück. Ihre Knie gaben von allein nach. Zum Glück befand sich der Schreibtisch in der Nähe, auf den sie sich fallen lassen konnte.
Dort hockte sie dann.
Vor ihr stand der Junge und schaute sie an. Ihre Gesichter befanden sich ungefähr in einer Höhe, die Blicke bohrten sich ineinander, ein jeder wollte von dem anderen mehr wissen.
Eine kalte Haut strich über ihren Rücken. Schatten tanzten vor ihren Augen.

Sie holte tief Luft und gab sich dabei den Befehl, nicht so emotional zu reagieren. Sie mußte sich einfach zusammenreißen. Sie mußte jetzt einen klaren Kopf bewahren, sie mußte auch wissen, ob der Verdacht stimmte, der in ihr aufgeflammt war.

Noch genauer schaute sie hin.

Der Junge merkte dies, aber er sagte nichts. Er stand da, gab sich locker und lächelte sogar.

Dann fragte er etwas, das Glenda nicht verstehen konnte. Sie hatte auch nur Augen für das Gesicht, das ihr fremd war und ihr trotz allem bekannt vorkam.

Sehr bekannt sogar…

Schweiß hatte sich auf ihrem Nacken gebildet.

In langen Bahnen rann er den Rücken hinab. Einige Male holte sie tief Luft, die Welt drehte sich vor ihren Augen.

Es gab keinen Zweifel, auch wenn er jünger aussah. Viel jünger sogar.

Aber die Gesichtszüge, die Augen, der Schwung des Mundes, die Wangen, das war alles das gleiche.

Wenn auch nicht so ausgewachsen, aber im Prinzip schon gut zu erkennen. Der fremde Besucher war ihr plötzlich nicht mehr so fremd.

Sie kannte ihn, ja, sie kannte ihn.

Für Glenda Perkins brach in diesen Augenblicken eine Welt zusammen.

Denn der Junge, der ihr an diesem Morgen einen Besuch abgestattet hatte, hätte eigentlich im Nebenraum als ausgewachsener Mann im Büro sitzen müssen.

Das war Suko!

Als Glenda Perkins zum Telefonhörer griff, um John Sinclair zu alarmieren, schaffte sie es kaum, den Hörer festzuhalten. So durcheinander war sie plötzlich…

***

Wir hatten Glendas Nachricht gehört, waren ebenfalls blaß wie die Leinwand geworden, und ich hatte trotz allem den Truhendeckel noch in die Höhe gehievt.

Es konnte stimmen.

Der Spiegel war leer.

Kein Suko, kein Kind, einfach gar nichts. Nur die leere, leicht matte Spiegelfläche, die für meinen Begriff überhaupt nicht in den Deckel hineinpaßte.

Uns hatte nichts mehr in den Tiefen des Kellers gehalten. Wir waren nach oben gefahren, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Im Lift hatten wir uns angeschaut, und die Gänsehaut, die ich bei Sir James sah, lag auch auf meinem Gesicht.

Wenn es stimmte, was uns Glenda mit zitternder und kaum zu verstehender Stimme mitgeteilt hatte, war das eine Sache, die ich einfach nicht überreißen konnte.

Ich wehrte mich innerlich dagegen, mußte aber zugeben, daß der Teufel es geschafft hatte, mit mir zu spielen. Er diktierte seine Bedingungen, er besaß das Seelenschwert, und ich dachte daran, was Sir James Powell gesagt hatte.

Für uns war es ungemein wichtig, dieses verdammte Schwert in die Hände zu bekommen. Erst dann konnten wir den Höllenherrscher unter Druck setzen und ihm unsere Bedingungen diktieren. Alles andere hatte überhaupt keinen Sinn.

Wie zwei Roboter gingen wir durch den Gang. Unsere Gesichter wirkten künstlich und abweisend. Da regte sich kein Muskel.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals vor der Tür des Vorzimmers so gezögert zu haben. Da hatte sich eine Mauer aufgebaut, die ich erst überwinden mußte.

Sir James erging es nicht anders. Er hatte aus der Innentasche seines Jacketts ein Tuch hervorgeholt und wischte damit permanent über sein Gesicht, als wollte er die Furcht vor dem Kommenden vertreiben und schlichtweg abputzen.

»Wie werden Sie reagieren?« fragte er mich.

»Ich weiß es noch nicht.«

»Den Spiegel hat er verlassen, jetzt ist er hier. Also hat das Seelenschwert seine Funktion erfüllt. Einmal hat es Suko zu einem Schatten degradiert, zum anderen aber…«

»Es hat zwei Seiten, Sir.«

»Genauer bitte.«

»Ich gehe davon aus, daß wir diesen Jungen, dieses Kind, falls es Suko wirklich ist, nicht als schlecht ansehen sollten. Möglicherweise haben wir das Schlechte, das Böse schon vernichtet. Aber ich will mich da um Himmels willen nicht festlegen.«

»Sie könnten recht haben.«

»Okay, packen wir es.« Ich wollte das Vorzimmer als erster betreten, dagegen hatte Sir James etwas. Er war es, der die Tür öffnete und sie behutsam nach innen drückte.

Ich hätte mich am liebsten hinter dem Rücken meines Chefs versteckt, das war nicht möglich. So ging ich dann als zweiter in den mir so bekannten Vorraum und erlebte ein Gefühl, als würde ich einen fremden Ort betreten, an dem ich mich erst orientieren mußte.

Dabei war alles normal.

Glenda saß hinter ihrem Schreibtisch. Ich sah die Maschine, auch den Computer mit dem angeschlossenen Monitor, ich sah die Besucherstühle, den Aktenschrank, ich sah eigentlich alles. Es mußte mir vertraut sein, und ich sah Glenda, die wie eine Figur aus Stein

hinter ihrem Schreibtisch saß und nach vorn schaute.
Da stand der Junge.
Er blickte uns an. Er war ungewöhnlich gekleidet. Diese Umhänge trugen zumeist die Mönche in einem asiatischen Bergkloster.
Das alles jedoch interessierte mich nur am Rande. Viel wichtiger war der Junge selbst.
Auch für uns gab es keinen Zweifel.
Vor uns stand Suko als Kind!

***

Es hatte einige Zeit gedauert, bis es uns gelungen war, den Schock zu verdauen. Obwohl wir eigentlich darauf vorbereitet gewesen waren, fiel es uns doch verdammt schwer.
Selbst Sir James Powell hatte es die Sprache verschlagen, und wir waren irgendwann in meinem Büro gelandet, wo sich der Junge genau auf den Stuhl gesetzt hatte, der ihm eigentlich gehörte. Nur eben als Erwachsenem und Inspektor. Ich saß ihm gegenüber. Es war unbegreiflich, einfach verrückt. Ich schaute nicht mehr gegen das mir so bekannte Gesicht meines Freundes und Kollegen, sondern auf die jungen, noch weichen Züge eines Kindes, das aber Suko war. Daran gab es keinen Zweifel.
Wir hatten versucht, mit ihm zu reden. Es war uns nicht gelungen, denn er sprach kein Englisch, und wir mußten bei seiner Sprache passen. Sir James telefonierte vom Vorzimmer aus herum, um jemand aufzutreiben, der des Chinesischen mächtig war, wobei wir ebenfalls Glück haben mußten, denn es gab in dieser Sprache zahlreiche Dialekte.
Ich wußte aus den Erzählungen meines Freundes, daß er in einem Kloster aufgewachsen war. Dort hatte er seine Ausbildung bekommen, bevor er dann in die Dienste eines Landsmanns eingetreten war, der sich letztendlich als Gangster entpuppte.
Bei der Jagd auf diesen Boß hatte ich Suko kennengelernt und gespürt, daß er anders war als die übrigen Mitglieder der Bande. Er war einfach zu naiv gewesen und war in den Job hineingerutscht. An seinem Sinn für Gerechtigkeit hatte er aber nichts ändern können, und deshalb stellte er sich auf meine Seite.
Von da an war er praktisch akzeptiert worden, und man hatte ihn später sogar in den Yard aufgenommen.
Wir hatten unheimlich viel zusammen erlebt und auch zusammen gelitten. Es waren Gemeinsamkeiten gewesen, die ich nicht einmal aufzählen konnte, aber letztendlich hatten wir es immer wieder geschafft, aus diesen Fallen zu entwischen.
Und jetzt saß er vor mir.
Mein Freund Suko als Kind.

Er hielt ein Glas umklammert, in dem sich Orangensaft befand, trank mit langsamen Schlucken und bewegte dabei seine Augen, weil er so viel wie möglich mitbekommen wollte.

Es war für beide Seiten schlecht, daß wir uns nicht verständigen konnten. So verließen wir uns auf die Beobachtungsgabe. Ich stellte fest, daß sich »Suko« nicht einmal unwohl fühlte. Dem Blick seiner Augen nach zu urteilen, war er neugierig, er saugte jede Einzelheit aus dem Raum auf, trank dabei und stellte das leere Glas auf den Schreibtisch zurück.

Glenda war froh, etwas sagen und tun zu können. Sie sprach den Jungen an. »Möchtest du noch ein Glas?«

Der lächelte.

Glenda machte ihm mit Zeichen klar, was sie wollte und Suko begriff sofort.

Er lächelte und nickte.

Glenda verließ das Büro. Es war so still, daß ich das Schaben des Hosenstoffs hörte, wenn sie sich bewegte. Sie schien froh zu sein, etwas tun zu können.

Ich raufte mir die Haare, natürlich nur im übertragenen Sinne, ich wollte dem kleinen Suko kein Schauspiel bieten und ihm nicht zu erkennen geben, wie ratlos ich im Endeffekt war. Ich steckte in einer Situation, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte!

Da drang der helle Sonnenschein durch das Fenster. Er gab dem Büro einen freundlichen Anstrich und füllte es bis in den letzten Winkel hin aus.

Und trotzdem umfing mich der kalte Horror. Diese eigentlich normale Szene empfand ich schlimmer, als würden vor mir einige Monster stehen, die mich bedrohten.

Mir lagen unzählige Fragen auf der Zunge, aber was nutzte es, wenn wir nicht dieselbe Sprache redeten.

Hoffentlich gelang es Sir James, einen Dolmetscher zu finden.

Zuerst kehrte Glenda zurück. Sie hatte eine Flasche Saft mitgebracht.

Das Glas war von außen beschlagen, und die daran hängenden Tropfen sahen aus wie helle Tränen.

Suko schaute hoch, als Glenda zu ihm kam. Mit ihr zusammen lächelte er, schaute zu, wie der Saft als gelber Strahl aus der Flaschenöffnung in das Glas floß und es bis zum Rand füllte. »Da, das wird dir guttun«, sagte sie und stellte die Flasche ab.

Suko sagte etwas.

Das Wort danke kannte ich und verstand es auch. Es war für mich so etwas wie ein Funken der Hoffnung, als ich es hörte und atmete zunächst tief durch.

»Ob er Hunger hat?« fragte Glenda.

Auf den Gedanken war ich noch nicht gekommen. »Kann sein.«

»Ich werde es ihm später klarmachen. Ich will erst sehen, was Sir James erreicht.«

Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, als die Tür aufgestoßen wurde.

Der Superintendent kehrte zurück. Leider ohne einen Übersetzer, er war allein und nickte uns zu.

»Keine Chance, Sir?«

Er nahm auf einem zweiten Stuhl Platz. »Wie man es nimmt. Es wird nur noch etwas dauern, bis jemand kommt. Ich habe da alle Hebel in Bewegung gesetzt. Im chinesischen Konsulat hatte ich Erfolg. Man will jemand vorbeischicken.«

»Das ist gut.«

»Und was macht Suko?«

Als der Junge seinen Namen hörte, schaute er auf und Sir James an, der seinen Blick senkte, als könnte er den des anderen einfach nicht ertragen.

»Er scheint sich recht wohl zu fühlen, Sir«, erwiderte ich.

»Dann geht es ihm besser als mir.« Sir James nahm die Brille ab und reinigte die Gläser. »In einer derartigen Lage habe ich noch nie gesteckt. Keiner von uns weiß, was er unternehmen soll oder kann. Wir sitzen fest, darüber sind wir uns einig.«

Ich nickte.

»Haben Sie schon überlegt, John, wie es weitergehen soll? Was wollen Sie mit dem Kind machen?«

»Es ist schwer…« Ich wollte mich nicht festlegen, aber Sir James bohrte weiter.

»Da unten steht die Truhe.«

Es war klar, worauf er hinauswollte. Auch ich hatte mit dem Gedanken gespielt, zusammen mit dem Kind den Spiegel zu untersuchen und ihn möglicherweise als Tor zu einer anderen Welt oder einer anderen Zeit zu benutzen. Ich dachte auch an Sukos Waffe, die ich wieder an mich genommen hatte, nachdem der Schatten verschwunden war.

Das Böse war weg. Zurück hatte uns der Teufel die andere Seite gelassen.

Oder war es ihm gelungen, uns mit dem Kind ein Kuckucksei ins Nest zu legen?

Ich traute ihm alles zu. Er war widerlich, er war gemein, und ich konnte mir sogar vorstellen, daß er hier als Kind erschienen war.

Der Gedanke daran ließ mich schwitzen, was auch Glenda und Sir James auffiel.

»Ist was, John?«

Ich hob die Schultern, ohne Glendas Frage zu beantworten. Zudem wollte ich sie nicht beunruhigen. Aber ich wollte einen Test starten

und holte mein Kreuz hervor.
Auch ohne eine Erklärung wußten Glenda und Sir James, was das zu bedeuten hatte. Dieser Test mußte einfach sein. Wahrscheinlich hätten auch sie nicht anders gehandelt.
Auch Suko schaute mich an. Er hatte es am besten, denn er saß mir direkt gegenüber.
Seine Augenbrauen wanderten aufeinander zu, als er das Kreuz erblickte, wie es aus dem Hemdausschnitt rutschte. Dabei bewegte er seine Lippen, sagte aber kein Wort.
Das Kreuz lag auf meiner Hand. Ich hatte sie zu einer halben Faust gekrümmt und schob sie über den Schreibtisch. Sie und das Kreuz glitten auf Suko zu.
Dabei schaute ich ihn auffordernd an und gab ihm mit einem Blick zu verstehen, was er tun sollte.
Noch zögerte er.
»Nimm es«, flüsterte ich und bewegte die Hand zuckend in eine Richtung. Auch ich stand unter Strom, und der Schweiß lag auf meinem Gesicht wie ein glänzender Spiegel. Ich bewegte die Augen zwinkernd, sie brannten bereits, aus meinem Mund drang der Atem stoßweise.
»Nimm es…«
Es war ein letzter Test. Schon jetzt war ich davon überzeugt, daß sich nicht der Teufel in der Gestalt des Jungen verbarg. Er war auch nicht von ihm beeinflußt worden.
Suko begriff.
Mit spitzen Fingern faßte er das Kreuz an. Er schreckte nicht zurück, es blieb alles normal, dann griff er fester zu und hob das Kreuz samt Kette aus meiner Hand.
Nicht nur ich atmete auf, nicht nur mir fiel ein Stein vom Herzen, auch den beiden anderen.
Zu dritt beobachteten wir den Jungen, dem das Kreuz zu gefallen schien, denn er verzog die Lippen zu einem Lächeln, als wollte er den Gegenstand so willkommen heißen.
»Wenigstens das ist uns erspart geblieben«, sagte Sir James und räusperte sich. »Es hätte auch schlimm ausgehen können. Das Seelenschwert scheint tatsächlich zwei Seiten zu haben.«
»Aber auch mit dieser hier komme ich nicht zurecht«, sagte ich. »Es ist einfach nicht mehr zu begreifen.«
Ich erntete keinen Widerspruch und nahm das Kreuz wieder entgegen, das mir Suko in die Handfläche legte. Ich hängte es um und hörte Sir James sagen: »Jetzt sind wir kaum weiter als zuvor. Daß er hier ist, hat etwas zu bedeuten, John, und wir müssen herauskriegen, weshalb uns Asmodis den Jungen geschickt hat.«
»Das wird schwer werden.«

»Ich weiß, hoffe aber, daß mein Übersetzer etwas aus ihm herausholt. Er wird gleich kommen, ich habe versprochen ihn abholen zu lassen, mit Blaulicht und Sirene.«

»Sehr gut.«

Es dauerte tatsächlich nicht mehr lange, bis der Mann erschien. Ein Anruf kündigte ihn an.

Er war schon älter, und sein Haar hatte einen weißen Schimmer bekommen. Es verteilte sich in mehreren Kreisen auf dem flachen Schädel. Der Mann trug einen hellen Leinenanzug, der ziemlich zerknittert war. Der Mann hieß Zung To.

Suko schaute ihm mit Interesse entgegen, und als er den Jungen begrüßte, huschte über dessen Gesicht ein Lächeln. Für uns ein Zeichen, daß er den Mann verstand.

»In welch einem Dialekt haben Sie ihn angesprochen?« wollte Sir James wissen.

»Es ist die Kanton-Sprache gewesen.«

»Die am verbreitetsten ist - oder?«

»In der Tat.«

Glenda hatte einen weiteren Stuhl geholt. Auch sie blieb im Büro, ließ die Tür zu ihrem Raum aber offen.

Zung To erkundigte sich bei uns, was er fragen sollte. Wir baten ihn, allgemeine Fragen zu stellen, um etwas über den bisherigen Lebenslauf zu erfahren.

Von Suko wußte ich ja, wie er abgelaufen war. Ich kannte auch das Schicksal seines Vaters, der für Suko praktisch nicht mehr existent gewesen war, weil er in die Obhut eines Klosters gegeben wurde.

Zung To bat um einen Schreibblock. Ich schob ihn zu ihm rüber. Er bekam auch einen Kugelschreiber, um sich die Antworten notieren zu können, und wir waren in der nächsten halben Stunde abgemeldet.

Nur die beiden redeten. Es war ein Gespräch, das an uns vorbeisickerte, aber ich beobachtete den älteren Chinesen ebenso wie Suko, um möglicherweise etwas an ihren Reaktionen und Gesten ablesen zu können.

Sie verhielten sich ruhig. Da schäumte keine Emotion über, da war alles völlig normal.

Hin und wieder fertigte Zung To Notizen an, nickte und stellte mit ruhiger Stimme weitere Fragen, auf die er auch Antworten bekam. Nicht immer prompt, manche sehr zögerlich.

Mit einem Nicken beendete der Mann die Unterhaltung. Er wandte sich uns wieder zu.

Sehr gespannt wirkten wir, aber der Chinese ließ sich Zeit, überflog noch seine Notizen und faßte zusammen.

»Zunächst einmal ist der Junge in einem Kloster erzogen worden. Das heißt, er lebt noch dort. Wie er allerdings hierhergekommen ist, kann

er nicht sagen. Er war plötzlich hier. Er hat nichts gefühlt, nichts gespürt, nichts bemerkt, man muß ihn im Schlaf entführt haben, was auf Profis hindeutet. Wenn man davon ausgeht, wie bewacht die Kloster im Prinzip sind, denn man will sich vor Räubern schützen, die es auf Künstgegenstände abgesehen haben, war der Plan ein voller Erfolg.«

Zung To mußte so reden. Er konnte ja nicht wissen, was hinter dem Fall steckte, da war seine Art der Deutung bestimmt nicht falsch.

»Hat er Ihnen noch mehr erzählen können?« fragte ich.

»Nein. Aber Sie müssen mir sagen, was Sie wissen wollen. Erst dann kann ich Ihnen helfen.«

Sir James nickte mir aufmunternd zu. Er ahnte schon, daß ich eine bestimmte Frage stellen würde, die eigentlich nicht in die allgemeine oder normale Gesprächsrunde hineinpaßte.

»Also gut. Fragen Sie ihn, ob er bisher Kontakt mit dem Bösen gehabt hat.«

Zung To gab keinen Kommentar ab. Er setzte sich steif hin. Erst dann erkundigte er sich, ob er sich eventuell verhört haben konnte.

»Nein, nein, das haben Sie nicht. Ich will wissen, ob er mit diesen Mächten konfrontiert wurde.«

»Er ist ein Kind.«

»Eben.«

»Aber die Klöster sind…«

»Wenn er eine umfassende Ausbildung erhalten soll, dann muß einfach auch über diese Dinge gesprochen werden. Oder sind Sie anderer Meinung, Mr. Zung To?«

»Ja, aber ich werde Ihnen den Gefallen tun. Hoffentlich bringe ich den Jungen nicht durcheinander.«

»Das glaube ich kaum.«

Ich sah auch am Nicken meines Chefs, daß er ebenfalls mit dieser Lösung einverstanden war.

Wieder redeten die beiden. Diesmal sprach Zung To langsamer. Ich hatte den Eindruck, als wollte er seine Fragen mehr umschreiben, wobei er die Worte sehr sorgfältig wählte.

Suko antwortete sogar.

Das wiederum machte mir Mut. Er hätte bestimmt nichts gesagt, wenn er nichts gewußt hätte.

Wieder wirbelte die Spitze des Kugelschreibers über das Papier, als sich der Mann Notizen machte. Schließlich hob er den Arm und beendete das Gespräch.

Er drehte sich.

»Was hat Suko gesagt?« Diesmal stellte Sir James die Frage. Wir bekamen keine schnelle Antwort, denn Zung To mußte erst den Schweiß von der Stirn tupfen. Umständlich ließ er das Taschentuch

wieder verschwinden, bevor er anfing.
»Die Hintergründe gehen mich ja nichts an«, murmelte er und starrte dabei auf seine Notizen, ohne sie abzulesen. »Aber ich muß jetzt davon ausgehen, daß dieser Junge ein Problem ist. Ich kann Ihnen den genauen Grund natürlich nicht nennen, aber Sie scheinen mit Ihrem Vorhaben ins Schwarze getroffen zu haben.«
»Inwiefern?«
Zung To schaute mich an. »Ich bin auf Ihren Wunsch eingegangen und habe über Geschöpfe gesprochen, die Sie als Teufel bezeichnen. Er zeigte eine Reaktion. Sie haben es nicht gemerkt, aber ich hörte es anhand seiner Stimme. Sie klang anders, und ich kam mir vor, als hätte ich durch meine Fragen Urängste in ihm erweckt, was für mich nicht normal ist, wenn ich davon ausgehe, daß dieser Junge in einem Kloster aufwuchs.«
»Wieso nicht normal?«
»Ganz einfach, Mr. Sinclair. Hinter den Klostermauern will man den jungen Menschen nicht nur eine Erziehung mit auf den Weg geben, man versucht auch, ihnen die Angst zu nehmen. Die Angst vor dem Bösen, vor den dämonischen Welten, die ihnen ja Tag für Tag begegnen. Die chinesische Mythologie ist damit stark angereichert, wenn ich das einmal so sagen darf. Man lehrt die Jungen damit umzugehen, damit die ihre Angst vergessen. Das ist den Lehrern bei Suko nicht gelungen. Wie erwähnt, durch meine Fragen wurden Urängste in ihm erweckt.«
»Also vor dem Bösen?«
»So muß ich es tatsächlich sehen. Er fürchtet sich davor, ich habe den Eindruck bekommen, als hätte er sehr gelitten. Er muß sich stark gequält haben, er muß eingetaucht sein in gewisse Tiefen einer Welt, die für uns normale Menschen kaum faßbar ist.«
»Können Sie genauer werden?« fragte Sir James.
Zung To legte den Zettel zur Seite. »Das würde ich gern, aber ich habe auch feststellen müssen, daß es bei Ihrem Schützling eine Hemmschwelle gibt. Da ist eine Grenze, wo die Angst sich dermaßen steigert, daß sie seinen Willen überlagert. Er ist dann nicht mehr er selbst. Fast könnte man den Eindruck bekommen, als würde jemand anderer noch in seinem Körper existieren.«
Ich blickte auf die Schreibtischplatte. Was dieser Mann mit schlichten Worten gesagt hatte, traf möglicherweise den Nagel auf den Kopf. Vielleicht war Suko als Kind manipuliert worden. Vielleicht quälte er sich mit zwei Seelen. Wenn der Teufel dahintersteckte, war schließlich alles möglich.
»Sie denken nach?«
»Ja.«
»Es ist schwer, meine Worte nachzuvollziehen. Da kann man keinem

einen Vorwurf machen.«

Wahrscheinlich dachte er so über uns, aber wir waren anderer Meinung.

Ich hätte gern selbst mit ihm gesprochen, aber es haperte einfach an der Sprache.

»Darf ich ein Fazit ziehen, Gentlemen?«

»Bitte«, sagte Sir James.

»Ich habe das Gefühl, daß wir uns auf einem sehr gefährlichen Boden bewegen. Es ist möglich, daß diesem Jungen Welten erschlossen wurden, die in seinem Alter noch nicht für ihn bestimmt waren. Er war einfach noch nicht reif genug.«

»Er ist für uns wichtig.«

»Das kann ich mir denken. Nur möchte ich nicht mehr weiterfragen. Es tut mir leid.«

Mich befremdete die Reaktion des Mannes, und ich wollte es genauer wissen. »Hat es denn einen triftigen Grund dafür gegeben, daß Sie so reagieren?«

»Wie meinen Sie das?«

»Es erscheint mir überspitzt, als wären Sie da auf etwas gestoßen, mit dem Sie nicht gerechnet hätten.«

Zung To hob die Schultern. »Sie bringen mich ein wenig in Verlegenheit, das muß ich Ihnen sagen. Es gibt natürlich Dinge, die sind für einen Europäer schwer zu begreifen, die können eigentlich nur wir Asiaten fassen, weil unser Denken von unseren Voraussetzungen ausgeht. Unsere Philosophen haben nie die Existenz der jenseitigen Kräfte bestritten und auch nicht, daß sie in unser alltägliches Leben eingreifen. Wir haben uns gewissermaßen an sie gewöhnt, an böse und an gute Geister, aber dieser Junge muß Kontakt mit den bösen Geistern gehabt haben. Möglicherweise sogar mit dem Urbösen.«

»Er wollte also nicht reden?«

»Nein.«

»Aber er kam Ihnen nicht besessen vor?«

»Stimmt.«

Ich wollte ihm nicht so recht glauben, denn der junge Suko hatte schließlich mein Kreuz anfassen können, ohne daß etwas geschehen war. Er konnte nicht vom Bösen besessen sein.

Aber er hatte Angst, eine sehr tiefe und furchtbare Angst steckte in ihm.

Sollten wir da nachbohren? Es vielleicht mit einem anderen Mann als diesem Übersetzer versuchen.

Zung To stand auf. Für ihn war der Besuch beendet. »Ich werde dann gehen, wünsche Ihnen noch viel Glück, und vielleicht wendet sich ja noch alles zum Guten hin. Wer kann das wissen?«

»Ja, wir wollen es hoffen.«
An der Tür verbeugte er sich, und Glenda übernahm es, ihn hinauszubringen.
Sir James, Suko und ich blieben zurück. »Hat er uns etwas verschwiegen?« murmelte der Superintendent.
»Davon bin ich überzeugt.«
»Aber was?«
»Er weiß doch mehr über die Mystik seines Landes als ich, Sir.« Wütend ballte ich die Hände. »Er hat aber etwas angedeutet, daß sich möglicherweise zwei Seelen in seinem Körper befinden. Wenn wir davon ausgehen, müßten wir versuchen, die eine Seele wieder hervorzuholen.«
Sir James strich über sein Kinn. Ihm war anzusehen, daß er meinen Worten kaum folgen konnte. »Ich weiß nicht so recht. Vielleicht liegen Sie richtig, aber… welche Seele denn?« fragte er dann.
»Die richtige.«
»Also noch einmal Suko.«
»Ja, so schwer es uns auch fällt, dies zu begreifen, aber ich setze es einmal voraus.«
»Das ist ein Hammer, John.« Sir James sprach jetzt locker wie selten.
»Wenn es zutrifft, dann meinen Sie, daß die zweite Seele, also der echte Suko, Angst haben könnte?«
»Zumindest würde die Angst dorther stammen.«
»Wie bekommen wir das heraus?«
»Keine Ahnung.«
Glenda kehrte zurück, schloß die Tür, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und pustete eine Haarsträhne in die Höhe. »Meine Güte, das war vielleicht ein Typ«, sagte sie.
»Wie meinst du das?«
»Der zitterte vor Angst. Hier hat er sich ja zusammengerissen, aber kaum war er draußen, da wollte er das Yard Building fluchtartig verlassen. Ich weiß auch nicht, was da in ihn gefahren ist. Ich jedenfalls habe vor dem Jungen keine Angst.«
»Wir auch nicht«, sagte Sir James.
Ich drehte mich um.
Suko saß noch immer bewegungslos auf seinem Stuhl. Er schaute mich direkt an.
Das Kreuz hatte er anfassen können, da hatte es keine negative Reaktion gegeben. Und dieses Kreuz gehörte mir, nicht ihm. Was aber würde passieren, wenn ich ihn mit den Gegenständen konfrontierte, die sich in seinem Besitz befunden hatten? Würde er dann anders reagieren? Kehrte dann eine Erinnerung an die Zukunft zurück?
Eine gewagte Theorie, doch ich hätte mir Vorwürfe gemacht, wenn ich nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft hätte.

Ich strich über sein Haar.
Er drehte den Kopf und lächelte mir zu.
»Wir kommen schon zurecht, Suko«, sagte ich und konnte mich selbst nicht an diese Worte gewöhnen. Sie waren einfach nicht mehr so, wie ich sonst mit der Person Suko sprach.
Auf der Schreibtischkante blieb ich sitzen. Sir James ging einen Bogen, weil er mich beobachten wollte. Ich holte einen Gegenstand hervor, der für Suko ungemein wichtig war, denn der Schöpfer dieses Stabs war der Gott Buddha gewesen, und Suko hatte ihn nach langen Irrwegen in einem Kloster erhalten.
Wenn zwei Seelen in der Brust des Jungen wohnten, dann erinnerte sich möglicherweise die eine Seele an den Stab.
Ich zog ihn sehr langsam aus der Innentasche, weil mich der Junge auch unter Kontrolle halten und nicht überrascht werden sollte. Seine Augen bewegten sich in die entsprechende Richtung, er konnte seinen Blick einfach nicht davon lösen.
Ich legte ihn vorsichtig auf die Schreibtischplatte. »Erkennst du ihn?« fragte ich mit leiser Stimme.
»Ja, er gehört mir!«
Uns alle traf der Schlag.
Der Junge hatte die Antwort nicht nur in unserer Sprache gegeben, sondern auch mit einer Stimme gesprochen, die wir sehr gut kannten, die ihm auch gehörte, allerdings als Erwachsenem.
Der echte Suko hatte aus dem Mund des Kindes gesprochen!

***

Li Choung hatte seinen Sohn weggeschickt. In seinem Zimmer sollte Tommy Li auf ihn warten.
Dann hatte er sich um seine Geschäfte gekümmert, telefoniert, Abrechnungen ausdrucken lassen, aber er war nie mit seinen Gedanken so recht bei der Arbeit gewesen.
An diesem Tag fiel es ihm einfach zu schwer, sich zu konzentrieren, und er hörte dann auch auf.
Da er nicht mehr allein bleiben wollte, klingelte er nach Sadre. Der Mann aus Sumatra erschien auf leisen Sohlen, verbeugte sich vor seinem Chef und fragte nach dessen Wünschen.
»Ich möchte nicht allein sein.«
In dem bläulich schimmernden und glatten Gesicht des Mannes bewegte sich nichts. »Das kann ich sogar verstehen. Mir würde es nicht anders ergehen, Meister. Wie ich annehme, drehen sich deine Gedanken allein um deinen Sohn.«
»Das ist richtig.«
Sadre räusperte sich. »Bist du nach wie vor davon überzeugt, daß er den richtigen Weg einschlagen wird?«

»Das weiß ich eben nicht.«
»Er gerät dir etwas außer Kontrolle, nicht wahr?«
»Das ist leider so.«
»Soll ich es richten, Meister?«
Sadre hatte eine sehr simple Frage gestellt, hinter der allerdings wesentlich mehr steckte. Wenn er das Wort richten benutzte, schloß er Gewalt nicht aus. Was letztlich auch mit dem Tod des Jungen Tommy Li enden konnte.
Li Choung schaute den treuesten der Treuen sehr lange und nachdenklich an. »Noch nicht«, sagte er schließlich. »Ich möchte ihm noch Gelegenheit geben, sich zu rehabilitieren und wieder zu sich zu kommen, wenn du mich verstehst.«
»Ja, es ist dein Sohn.«
»Nicht nur er bereitet mir Kummer. Die vier Toten ebenfalls. Und natürlich der Eindringling, der selbst dir überlegen war. Hast du darüber nachgedacht, wer es hätte sein können?«
»Nein, das nicht.«
»Es ist natürlich schwer, sich mit den Möglichkeiten anzufreunden, die uns die Mythologie vorgibt. Ich bin der Ansicht, daß wir unser Denken dorthin richten sollten.«
»Ja, das wäre nicht schlecht.«
»Und was denkst du?«
»Ich weiß es nicht, Meister. Aber wir werden keine Götter vergrault haben.«
»Doch!« Der alte Chinese wiedersprach heftig. »Doch, wir haben die Götter vergrault.«
»Und welche bitte?«
»Es war so, daß ich Tommy Li daran hindern wollte, seinen Weg zu gehen. Ich habe ihn zurückholen wollen, und dies gegen den Willen eines mächtigen Dämons. Dieser Dämon war so mächtig, daß ich…«, er beleckte seine trockenen Lippen, »daß ich nicht umhin kann, seine Strafe zu erwarten. Er hat bereits damit angefangen, denn er schickte jemand, der auf unser Gebiet eingedrungen ist und die vier Wächter einfach tötete. Das ist es, was mich stört, das ist…«
Mit einer blitzschnellen Bewegung breitete Sadre beide Arme aus. Er tat es nicht oft, immer nur dann, wenn ihm plötzlich etwas eingefallen war und er dann seinen Meister einfach unterbrechen mußte.
Der runzelte die Stirn. »Was hast du?«
»Es ist jemand hier…«
»Und wer, bitte?«
»Ich spüre es!« flüsterte der Mann aus Sumatra. »Jemand treibt sich hier herum. Ich weiß es genau, aber ich kann ihn nicht sehen, und das macht mich fertig.«
»Dann such ihn…«

»Nein, er zeigt sich nicht. Er wird erscheinen, wenn er es für möglich hält.«

Der alte Mann stand auf. Sein gelbliches Zitronengesicht mit den zahlreichen Falten straffte sich. »Kann es sein, daß du dich vielleicht geirrt hast?«

»Bestimmt nicht.«

Da hörten sie das Lachen.

Wie ein Schatten tauchte Sadre zur Seite. Seine Hände bewegten sich traumhaft sicher, und plötzlich funkelten aus seinen Fäusten zwei Dolche hervor.

Er hätte sie sofort geworfen und die Gestalt sicherlich auch getroffen, aber er brauchte sie nur anzusehen, um zu wissen, daß es keinen Sinn hatte.

Das war kein Mensch, auch wenn er so aussah.

Er mußte ein Dämon sein, auch wenn er die menschliche Gestalt angenommen hatte und sich so kleidete, wie man es heute nicht mehr tat. Er trug auf seinem Kopf einen dreieckig geformten schwarzen Hut, ein rotes Hemd, Kniestrümpfe, einen kurzen Mantel oder Überwurf, und sein Gesicht schimmerte in einer kalt wirkenden Bleichheit, wobei die dunklen Augen und Augenbrauen besonders stark auffielen.

Unter der Nase zeichnete sich ein scharfer Mund ab, der zü einem kalten Lächeln in die Breite gezogen war. Dieser Eindringling war der Typ des Siegers. Er ließ sich von keinem etwas sagen. Wenn jemand bestimmte, dann war er es.

Und wieder lachte er.

Beide empfanden dieses Lachen als seltsam, denn sie erfaßte einige Klänge der Tonleiter, obwohl sie sich dabei noch immer im Mollbereich bewegte. Aber es war der Triumph zu hören, den er empfand und der den beiden nicht gefiel.

Doch es kam noch mehr hinzu.

Dieser Eindringling war bewaffnet. Er hatte das Schwert nicht in die Scheide gesteckt, sondern trug es offen, hielt mit einer Hand den Griff fest und mit der anderen die Spitze der Waffe.

Obwohl sie normal aussah, war sie es nicht, denn über die zierlich dunkle Klinge hinweg tanzten ebenfalls dunkle Funken wie grauschimmemde Sterne.

Er sagte nichts, er ließ sein Erscheinen wirken, und das geschah auch.

Selbst ein Mann wie Sadre zeigte plötzlich Gefühle oder Nerven, denn seine Arme sanken nach unten, und mit einer eleganten Bewegung ließ er die beiden Dolche verschwinden.

Li Choung bewegte seine Nase. Er schnüffelte, er roch, er wollte es wissen, denn von dieser anderen Gestalt aus wehte ihm ein Geruch entgegen, der nach Schwefelgasen stank.

Li Choung kannte nicht nur die chinesische Mythologie. Er lebte lange genug in Europa, um sich auch mit diesen für ihn fremden Legenden anzufreunden, und er wußte sehr genau, daß es nur ein mächtiger Dämon sein konnte, der ihn da besucht hatte.

Es gab auch einen Namen für ihn.

Das mußte der Teufel sein!

Li Choung sah zwar noch nicht klar, aber er blickte etwas besser durch.

Jetzt konnte er sich auch vorstellen, weshalb die vier Männer keine Chance gehabt hatten. Wenn er eingriff, mußten die Menschen immer verlieren.

So schien auch Sadre zu denken. Was bei ihm so gut wie gar nicht vorkam, passierte plötzlich, denn er ging auf leisen Sohlen zurück, um aus der Nähe des Ankömmlings zu geraten.

Der Teufel kam näher.

Er ging dabei wie in Schauspieler, der sich auf der Bühne bewegt. Seine Kräfte reichten aus, um das Schwert zu biegen, aber er ließ die Klinge nie hochschnellen, sondern hielt sie fest.

Bis zum Schreibtisch kam er und deutete mit einer Kopfbewegung an, daß sich Li Choung setzen sollte.

Erst als er dies getan hatte, fing der Teufel an zu sprechen. »Du bist mir etwas schuldig.«

Li Choung dachte nach. Er wußte nicht, was der Eindringling gemeint hatte und fragte vorsichtig: »Bin ich dir oder bin ich dem Teufel etwas schuldig?«

»Das ist gleich.«

»Dann bist du also der Teufel?«

»Ja, wer sonst?« erklärte er mit einer erschreckenden Selbstverständlichkeit.

»Gut.« Li Choung nickte. Er bemühte sich, das Zittern seiner dünnen Hände zu vermeiden. »Was verschafft mir dann die Ehre deines Besuches hier in meinem Haus?«

»Es ist eine Abrechnung.«

»Mit wem?«

»Nur mit dir.«

»Aber ich kann…«

»Laß mich ausreden. Du hast meine Kreise gestört. Du hast mir jemand geschickt, der deinen Sohn zurückholen sollte. Zum Glück schaffte ich es, ihn in meine Gewalt zu bekommen, aber eines will ich dir sagen: es lief nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Mein Diener, durch dieses Seelenschwert entstanden, wurde vernichtet, und so etwas hasse ich bis aufs Blut. Ja, ich hasse es, ich will es nicht noch einmal erleben, und ich gebe dir indirekt die Schuld daran. Du hättest anders reagieren müssen, du hast es nicht getan und…«

»Nein, ich…«
»Keine Widerrede. Sieh ein, daß du in meiner Schuld stehst, und freue dich, daß ich noch nicht beschlossen habe, dich zu töten. Sei wirklich froh.«
Li Choung schwieg. Diesen geckenhaft gekleideten Fremden vor sich stehen zu sehen und sich seine Bedingungen anhören zu müssen, empfand er einfach als eine zu große Demütig gung. Das machte ihn verrückt, das wollte ihm nicht in den Sinn. Und er tat etwas, was er auch selten getan hatte, er senkte den Kopf, um dem Teufel zu erklären, daß dieser über ihn verfügen könnte.
»Wie schön für dich, daß du einsichtig geworden bist, alter Mann. Ja, es ist gut, es ist einfach wunderbar, und ich will dir auch sagen, daß ich es genieße.«
Li Choung hob den Kopf. Er wollte den Eindringling ansehen, er wollte auch einen Beweis und fragte: »Bist du wirklich der Teufel?«
Der Geck lachte. »Willst du es sehen?«
»Ja.«
Im Nu veränderte sich das Gesicht des Mannes. Plötzlich war es verschwunden, statt dessen entstand ein anderes. Ein Gesicht, das aus Feuer und einer dreieckigen Fratze bestand, in der gelbgrüne Augen leuchteten, in deren Pupillen ebenfalls Flammenzungen tanzten.
So war er, so zeigte er sich, und er hatte durch sein Auftreten beide Männer überzeugt.
Sadre hatte die Augen geschlossen. Er stand beinahe auf den Zehenspitzen, er konnte es nicht fassen, und doch mußte er einsehen, daß Li Choung und er nicht mehr die Herren hier im Haus waren.
Der Teufel regierte jetzt!
Auf dem Gesicht des alten Chinesen lagen Schweißtropfen. »Gut«, sagte er, »gut, daß du es uns bewiesen hast. Wir werden uns dir fügen, Satan oder wie immer du dich nennst.«
»Das wollte ich so.« Er veränderte seine Haltung, stellte sich bequem hin und stützte sich auf seinem Schwert ab. Die Hand legte er locker auf den Griff, die Spitze stemmte er auf den Boden, und es war ihm anzusehen, daß er diese Haltung genoß.
»Was verlangst du?« flüsterte der alte Chinese.
»Nur die Begleichung deiner Schuld.«
»Ich werde es machen. Und wie?«
»Du wirst mir einen großen Gefallen tun und jemanden töten, der mir im Wege steht.«
»Das ist kein Problem«, sagte Li Choung. »Wie heißt der Mann?«
»Es ist kein Mann.«
Li Choung schaute hoch. »Nein…?« dehnte er. »Ist es vielleicht eine Frau?«
»Auch das nicht.«

»Ein… ein…«
»Ja«, sagte der Teufel und lachte bei seinen Worten noch grausam auf.
»Es ist ein Kind…«

***

Wir alle saßen wie erstarrt auf unseren Plätzen und nur Suko, der Junge, lächelte.
Die Stimme! Verdammt, die Stimme! Wir konnten es nicht fassen. Er hatte mit einer Stimme gesprochen, die Suko gehörte, wie wir ihn alle kannten. Und er hatte auch plötzlich unsere Sprache verstanden.
Das war Magie in höchster Potenz!
Ich saß dem Jungen am nächsten. Sir James und Glenda beobachteten ihn aus einer gewissen Distanz. Glenda sah aus, als wollte sie jeden Moment in die Höhe springen und weglaufen. Sie hielt den Mund halb offen, die Schneidezähne in die Unterlippe gebohrt.
Sir James rührte sich nicht. Er tat auch nichts gegen seinen Schweiß, der in schmalen Bächen an seinem Gesicht herabrann und im Kragen versickerte. Sein Gesicht glich einer Maske.
Ich wollte sichergehen und fragte den Jungen: »Kannst du die Worte noch einmal wiederholen?«
Zuerst schaute er auf den Stab. »Der gehört mir!« flüsterte er, und er fügte noch etwas hinzu. »Ich will ihn wiederhaben, John. Gib ihn her, ich bin sein Besitzer.«
Da es ihm in der Hand zuckte, reagierte ich schneller und nahm den Stab an mich. Hastig steckte ich ihn weg. Inzwischen wußte ich, daß er das Bindeglied zu Suko geworden war.
Wahrscheinlich konnte ich es nur über den Stab schaffen, ihn zu heilen.
Da ich ihn einmal angesprochen hatte, wollte ich auch weiterhin am Ball bleiben. »Wie geht es dir, Suko? Wie fühlst du dich! Wie sehen deine nächsten Pläne aus?«
Er schwieg.
Ich wiederholte die Frage, bekam auch eine Antwort, diesmal allerdings in Chinesisch.
Seltsam…
Ich schaute mich um. Auch Glenda und Sir James konnten mir keinen Rat geben, beide hoben die Schultern, aber der Superintendent hatte eine Idee. »Er wird nur mit Ihnen reden können, John, wenn er den Stab vor Augen hat. Glauben Sie mir.«
»Ihm möchte ich ihn nicht zurückgeben.«
»Das würde ich auch nicht tun.«
Ich war unsicher geworden, denn ich wollte den Kontakt mit Suko

halten, auch wenn es nur über seine Kindgestalt war. Als meine Hand wieder zuckte, räusperte sich Sir James und wies mich noch einmal auf das Risiko hin.

»Das ist mir egal, Sir. Ich muß es durchziehen. Es ist wie ein Drang, wie ein Fluß, der in meinem Innern schäumt.«

Sir James schwieg. Er nickte nur, um mir sein Einverständnis zu dokumentieren.

Wieder holte ich den Stab hervor. Diesmal behielt ich das Gesicht des Jungen unter Kontrolle - und hatte genau das Richtige getan. In den Augen des Jungen blitzte es auf. Ich ging einfach davon aus, daß in seinem Innern eine Umwandlung stattfand.

»Okay, Suko, kannst du mich verstehen?« Ich sprach jetzt mit ihm wie mit einem Erwachsenen.

»Natürlich, John.«

Für einen Moment schloß ich die Augen, als mir seine normale Stimme entgegenklang. Es war irgendwo unwahrscheinlich und kaum zu fassen, erst recht nicht zu erklären, doch ich ließ mich nicht beeindrucken, sondern stand auf.

»Kommst du?«

Der Junge blieb noch sitzen.

»Laß uns gehen.«

»Ja«, sagte er, »ja.« Er nickte zum Zeichen, daß er sich entschlossen hatte.

Er stand auf und drehte sich um, so daß er auf die Bürotür schauen konnte.

Dabei mußte er Sir James und Glenda zwangsläufig bemerken, aber er tat so, als wären sie nicht vorhanden. Für ihn gab es nur mich, den Mann mit dem Stab.

Er ging vor.

Ich hob die Schultern und gab den beiden anderen somit ein Zeichen, daß ich es nicht war, der hier das Sagen hatte. Ich mußte mich auf das Verlassen, was Suko wollte.

Er hatte schon die Hand auf der Klinke liegen, als er noch einmal stehenblieb, sich umdrehte und mich anschaute. »Weißt du, John, ich fühle mich müde.«

»Das kann ich verstehen.«

»Deshalb möchte ich nicht länger hier beim Yard bleiben. Ich will nach Hause.«

Wie sich das angehört hatte. Das Kind Suko wollte nicht mehr länger beim Yard bleiben. Verflucht, ich konnte es noch immer nicht richtig begreifen.

Aber ich stimmte zu. »Wie du willst, Suko. Wir werden nach Hause gehen. Ich bringe dich schon hin.«

»Ja, das ist gut.«

Ich warf noch einen raschen Blick zurück.

Sir James nickte mir zu. Er wußte Bescheid, wo er mich finden konnte.

Denn was vor uns lag, war allein eine Sache zwischen Suko, dem Teufel und mir.

Ein schönes Dreieck.

Das Kind ging durch Glendas Vorzimmer. Und es schritt so aus, als wäre es hier zu Hause.

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als Suko zielsicher auf den entsprechenden Knopf drückte, um die Kabine hochkommen zu lassen.

Er stieg sogar vor mir ein.

Wir fuhren nach unten. Bevor ich die Kabine verließ, steckte ich den Stab wieder weg. Damit hatte ich die Verbindung zwischen uns unterbrochen. Ich wollte nicht, daß jemand hörte, mit welch einer dunklen Stimme der Junge sprach.

Es ging alles glatt. Ich ignorierte auch die verwunderten Blicke, die man uns nachwarf, doch Fragen wurden keine gestellt.

Die quälten mich, denn ich fragte mich, wohin der Weg uns beide noch führen würde.

Hoffentlich nicht in die Hölle…

ENDE des zweiten Teils